



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Ruhe, Trennung, (Nicht-)Existenz?
Eine Interpretation von Freuds Todestriebkonzept sowie
dessen Veranschaulichung in Mahlers Entwicklungstheorie“

verfasst von / submitted by

Lukas David Katzer, BSc

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Science (MSc)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 840

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Psychologie UG2002

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Slunecko

Mitbetreut von / Co-Supervisor:

/

Abstract

In einer theoretischen Arbeit wird Freuds Todestriebtheorie untersucht und eine Lesart der Theorie argumentativ begründet. Zudem wird eine Einarbeitung dieser Lesart des Todestriebs in M. S. Mahlers Entwicklungstheorie vorgenommen. Für die Interpretation von Freuds Todestriebkonzept werden dabei zunächst fünf verschiedene Aspekte des Todestriebs bei Freud und in der sich auf ihn beziehenden Sekundärliteratur zusammengefasst, diskutiert und deren Relevanz und Charakterisierungspotenzial für das Todestriebkonzept herausgearbeitet. Hierbei erhält das Phänomen der Aggression für die Charakterisierung des Todestriebs eine verhältnismäßig geringere Rolle. Unter Einbezug der ökonomischen Wirkungsweise des Todestriebs in Form des Nirwanaprinzips wird stattdessen für ein stärkeres Gewicht der Aspekte der Ruhe, des Stillstands und Friedens sowie der Trennung, Spaltung und Zersetzung plädiert und zusätzlich der passive Charakter des Todestriebs hervorgehoben. Insgesamt bleiben jedoch alle fünf Aspekte für die Charakterisierung des Todestriebs von Relevanz. Die erarbeitete Lesart und Interpretation des Todestriebs wird in einem zweiten Schritt mit Mahlers Entwicklungstheorie verknüpft und die vorgeschlagene Wirkungsweise des Todestriebs (und aufgrund der Verschränktheit der Konzepte auch die des Lebenstrieb) anhand der von Mahler beschriebenen Phänomene veranschaulicht. Dabei werden bereits erfolgte Verknüpfungen miteinbezogen und deren Vereinbarkeit mit der in dieser Arbeit vorgeschlagenen Lesart untersucht. Aufgrund der konnotativen Theoriestruktur der Psychoanalyse findet diese Auseinandersetzung stets vor dem Hintergrund und unter Einbezug der die Theorien umgebenden kulturellen und historischen Hintergründe statt.

Schlüsselwörter: Todestrieb, Freud, Mahler, Nirwanaprinzip, Trennung, Bindung, Separation, Individuation, Symbiose

In this theoretical thesis, I examine Freud's theory of the death drive and establish a specific reading of it. Furthermore, I work this reading of Freud's death drive theory into M. S. Mahler's developmental theory. For the interpretation of Freud's death drive theory, I synthesise five aspects of the death drive with regard to Freud's texts and respective secondary literature. In the process of discussing these aspects' significance as to defining the death drive, the phenomena of aggression turns out to carry comparably less weight in the characterisation. On the other hand, especially with regard to the Nirwana principle as the death drive's economical mode of operation, I plead for a stronger focus on the aspects of quietness, stillstand, and peace together with separation, splitting, and dissolution; additionally, I emphasize the passive character of the death drive. However, all five aspects should be considered when characterizing the death drive. In a second step I link this reading of Freud's death drive theory with Mahler's developmental theory and illustrate the effects of both the death and the life drive in the light of phenomena described by Mahler. In this exercise, I include earlier attempts that combined Freud's theory of the death drive and Mahler's developmental theory and examine their compatibility with my proposed reading. Due to the connotative structure of psychoanalytic theory I carefully consider the cultural and historical context of the theories in the examinations.

Keywords: Death drive, Freud, Mahler, Nirvana principle, separation, binding, individuation, symbiosis

Inhalt

Warum Psychoanalyse und warum Todestrieb?	6
Die Entstehung von Freuds Todestriebkonzept.....	13
Der Kontext von Freuds Theorieentstehung im Allgemeinen	13
Der Kontext von Freuds Erarbeitung der Todestriebhypothese.....	18
Fünf Aspekte des Todestriebs bei Freud.....	20
Wiederholungszwang – Rückkehr in den anorganischen Zustand.....	24
Selbsterstörung und das strafende Ideal des Über-Ichs	26
Aggression, Bemächtigung, Wille zur Macht.....	29
Ruhe und Frieden – Nirwanaprinzip	31
Trennung, Spaltung, Zersetzung und (Nicht-)Existenz.....	33
Ruhe, Trennung, (Nicht-)Existenz? – Eine Untersuchung mit M. S. Mahlers Entwicklungstheorie..	36
Die Emigration der Psychoanalyse in die USA mit der Vertreterin Margaret S. Mahler	36
Der kulturelle, historische und biographische Hintergrund von Margaret S. Mahler	38
Margaret S. Mahlers Entwicklungstheorie: Symbiose, Separation und Individuation	40
Der Zustand vor Separation und Individuation: Die normale autistische und symbiotische Phase.....	43
Der Prozess von Separation und Individuation	44
Kritik an Mahlers Theorie	48
Der Lebens- und der Todestrieb in Mahlers Entwicklungstheorie.....	51
Bisher erfolgte Verknüpfungen	51
Ruth Jaffe – Schizophrenia Simplex	51
Gertrude und Rubin Blanck – Separation und Individuation als Ausformungen des Todestriebs.....	53
Kritik an der Verknüpfung von Blanck und Blanck	55
Eigene Überlegungen zur Verknüpfung von Freuds zweitem Triebkonzept und Mahlers Entwicklungstheorie – wie wirkt der Todestrieb in der frühen menschlichen Entwicklung?	58
Die undifferenzierte Phase.....	59
Separation und Individuation	63
Zusammenfassung der Schlussfolgerungen mit offen gebliebenen Fragen	71
Reflexion meines Vorgehens	78
Literatur.....	81

Warum Psychoanalyse und warum Todestrieb?

Wenn ich KommilitonInnen im Masterstudium Psychologie erzähle, dass ich an einer theoretischen Arbeit im Bereich der Psychoanalyse arbeite, fallen die Reaktionen mit einer gewissen Regelmäßigkeit in Richtung „so etwas geht?“, gefolgt von „Psychoanalyse – ist das denn wissenschaftlich?“ aus. Ich kann die Reaktionen insofern nachvollziehen, als ich dieselbe Ausbildung erhalten habe, in der mir mal impliziter, mal expliziter vermittelt wurde, was als „wissenschaftlich“ anzusehen sei, und was diese Bezeichnung nicht verdient. Inhalte, deren Wissenschaftlichkeit eher nicht angezweifelt wurde, waren solche, die sich messen lassen, die operationalisierbar sind und im besten Fall numerische Werte ausgeben, mit denen sich probabilistische oder sogar kausale Zusammenhänge aufzeigen lassen. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit psychoanalytischer Theorie fand im Psychologiestudium quasi nicht statt, wenn doch, wurde sie als „falsch“, „suggestiv“, „veraltet“ und vor allem „nicht messbar“ dargestellt und das Thema schnell wieder beiseitegelegt.

Warum also sollte man sich den Aufwand machen, sich mit einer Theorie über die menschliche Psyche zu befassen, die ein großer Teil der aktuellen wissenschaftlichen Psychologie ablehnt? Seit meiner ersten Berührung mit psychoanalytischer Theorie fühlte ich mich von ihr angezogen. Eine ganze Weile blieb diese Faszination jedoch ein ungenaues Gefühl, dass mit dieser von der Psychoanalyse verwendeten Theorieart und -struktur Phänomene ausgedrückt werden können, die andere, in der Psychologie gebräuchliche Theorien nicht zulassen, bzw. sich sogar zu verbieten scheinen (vgl. Ruck, Slunecko, & Riegler, 2010, S. 54). Zunächst blieb mir daher hauptsächlich mein Gefühl, meine kognitiven Argumentationen, weshalb sich denn nun mit dieser Form der Theorie beschäftigt werden sollte, befriedigten mich zunächst in nur geringem Ausmaß.

Eine Antwort und ein kognitiveres Äquivalent zu meinem Gefühl gegenüber der Psychoanalyse fand ich in Johann August Schüleins (2016a) Ausführungen zu konnotativen und denotativen Theorieformen. Schüleins Ausführungen legen nahe, dass sich an die Frage nach Relevanz und im erweiterten Sinn auch nach Wissenschaftlichkeit einer Theorie zwangsläufig die Frage anschließt, welche Struktur die empirische Realität aufweist, mit der sich die Untersuchungen befassen. Schülein geht davon aus, dass empirische Wirklichkeit immer in einer Mischung zwei verschiedener Realitätsformen vorliegt: Der nomologischen Realität und der autopoietischen Realität.

Nomologische Realität lässt sich definitiv festlegen und die sie beschreibenden Theorien agieren in einer Logik, die die Phänomene auf eine Art erfassen, dass die beschriebene Gesetzmäßigkeit für alle Entitäten der beschriebenen Klasse auf die gleiche Art gilt (Schülein, 2016a, S. 147f.). Nomologische Realität kennt keine Veränderung¹ und „ist und gilt kontextunabhängig“ (ebd., S. 148). Allgemeines und Besonderes sind in der nomologischen Realitätsform gleich, insofern benötigt die ihr

¹ Dies bedeutet allerdings nicht, dass die nomologische Realität keine prozesshaften Phänomene umfassen kann – diese folgen nur klar definierbaren Gesetzmäßigkeiten.

entsprechende Form der Theorie keinen Spielraum für Besonderheiten spezifischer individueller Ausprägungen der jeweils untersuchten empirischen Phänomene. Ein Spielraum zwischen Theorie und Phänomen wäre sogar undienlich, da dieser eine eindeutige Zuordnung und Entsprechung (die bei Phänomenen dieser Realitätsform möglich ist) erschweren oder sogar unmöglich machen würde. Phänomene der nomologischen Realität besitzen keine subjektive Autonomie, „nomologische Realität hat reinen Objektcharakter“ (ebd.).

Die autopoietische Realität zeichnet sich dadurch aus, dass ihre Phänomene durch Entwicklung, Prozesshaftigkeit und Veränderung gekennzeichnet sind. Ihre Phänomene bestehen nur im Besonderen, in zeit- und raumspezifischen Formen, die aufgrund ihrer Prozesshaftigkeit nie als momentane Zustände definierbar sind. Autopoietische Realität existiert auf Basis einer dialektischen Logik, im grundlegenden Zusammenspiel von Akteuren, die von Rahmenbedingungen beeinflusst werden, wobei die Rahmenbedingungen wiederum wechselseitig von den Akteuren beeinflusst werden. Die Konstellationen der Akteure unterscheiden sich in jeder Situation, insofern funktioniert die ihr zugrundeliegende Logik nur „als System von Differenzierungen bzw. als Einheit von Verschiedenem“ (ebd., S. 154). Die auf dieser Form der Logik basierende Theorie ist also niemals mit der konkreten Realisierung in der Empirie ident – sie enthält die wesentlichen Merkmale des Besonderen, jedoch nie alles, was das Besondere ausmacht. Der Prozesscharakter der Realität impliziert, dass sowohl das Besondere als auch das Allgemeine (also die Theorie) nicht konstant sind, sondern sich (neben anderen Einflussfaktoren) wechselseitig formen und konstituieren. Autopoietische Realität zeichnet sich zudem dadurch aus, dass es zur bestehenden Realitätsform immer mögliche Alternativen gibt, die aktuelle Ausprägung also immer eine Version verschiedener Möglichkeiten darstellt. Die Realitätsform hat Subjektcharakter, es handelt sich in der Untersuchung der mit ihr in Zusammenhang stehenden Phänomene immer um autonome Teile/Teilprozesse, die miteinander in Interaktion stehen (ebd.).

Die jeweiligen Realitätsformen bedürfen Schülein (2016a) zufolge für ihre Beschreibung aufgrund ihrer unterschiedlichen Struktur je nach Mischverhältnis unterschiedlicher Formen von Theorien. Für Wirklichkeitsformen, die der nomologischen Realität entsprechen, eignen sich dabei denotative Theorien, die die Wirklichkeit in Form von Algorithmen (im Sinne von festen Mustern von geregelten Abläufen, die sich wiederholen) abstrahieren. Die Theorieleistung besteht darin, dass die Objektlogik eindeutig identifiziert und in einen repräsentierenden Algorithmus festgeschrieben wird. Dabei wird davon ausgegangen, dass sich bei genügender Optimierung des Algorithmus das Phänomen der Realität ident im Algorithmus abbilden lässt. Die Sprache denotativer Theorien ist abstrakt und definitiv, wie es beispielsweise in der Mathematik der Fall ist. In Reinform sind denotative Theorien oft Resultat einer künstlichen Isolation von Phänomenen, also der bewussten Vernachlässigung von kontextuellen Einflussfaktoren und der Heraushebung aus diesen (ebd., S. 165ff.). Als Beispiel für denotative Theorien erkenne ich formelhafte Theorien in der Physik wie

beispielsweise Newtons Gravitationsgesetz: Die Gravitationskraft ist abhängig von spezifisch definierbaren Variablen, die alle (bekannten) Kontextfaktoren miteinschließen. Die Theorie gilt insofern weitestgehend kontext-unabhängig und beschreibt eine Wirkungsweise, die für eine definierbare Gruppe von Entitäten unter definierbaren Bedingungen gilt und immer die gleichen, bei richtiger Anwendung, korrekten Ergebnisse liefert.

Für die theoretische Erfassung der autopoietischen Realitätsform eignen sich Schülein zufolge konnotative Theorien, „die über bewegliche Begriffe verfügen, mit denen sie logische Struktur und empirische Besonderheit vermitteln“ (ebd., S. 8) und berücksichtigen. „Konnotativ“ verweist im allgemeinen Sprachgebrauch auf die (zusätzlichen) Nebenbedeutungen eines Wortes (ebd., S. 168), Schülein merkt allerdings an, dass man diesen ursprünglichen Wortsinn auch als ein „Zusammenschreiben“ verstehen kann, also dass die zusätzlichen Bedeutungen mit im verwendeten Begriff vermittelt werden. Die Leistung von konnotativen Theorien besteht darin, dass aus den Möglichkeiten der Verbindungen zwischen den Entitäten und den Ebenen, die für die empirischen Phänomene Passenden hervorgehoben werden können und die Theorie so bis zu einem gewissen Maß flexibel auf die jeweiligen empirischen Phänomene reagieren kann. Konnotative Theorien haben dabei eine oftmals bildliche Form und können metaphorischen Charakter aufweisen. Schülein betont allerdings, dass es sich bei der Gegenüberstellung der beiden Formen von Theorie „um eine *idealisierte* und abstrakte Gegenüberstellung von *logischen Typen*“ (ebd., S. 155) handelt, deren Schematisierung nur die Funktion hat, Differenzen zu verdeutlichen. In der jeweiligen empirischen Realität liegen Schülein zufolge immer Mischverhältnisse der beiden Typen vor, die niemals in Reinform vorkommen können.

Psychoanalytische Theorie gehört dem Feld der konnotativen Theorieformen an (ebd., S. 309). Dass ihre Theorien vor diesem Hintergrund im klassischen psychometrischen Sinn der Psychologie nicht messbar sind, erscheint daher kaum verwunderlich. Das Problem liegt darin, dass die „Erkenntnisse konnotativer Theorien [...] keine Instrumente [sind], aus denen sich eindeutige ‚Ergebnisse‘, die nur so und nicht anderes gesehen werden, ergeben“ (ebd., S. 309). Wenn ein empirischer Befund also gegen eine konnotative Theorie spricht, so scheint diese immer „herausgewunden“ werden zu können, indem sie anders interpretiert wird. Für ein hypothesentestendes Vorgehen scheint psychoanalytische Theorie also nur bedingt bis nicht zu gebrauchen zu sein.

Die Psyche des Menschen zeichnet sich durch einen starken Prozesscharakter aus, sie befindet sich in permanenter Veränderung und Entwicklung. Insofern wäre es aus dieser Perspektive wahrscheinlich, dass zu jedem Zeitpunkt der Definition und algorithmischen Beschreibung zu erwarten wäre, dass sich das Phänomen verändert hat und der Algorithmus insofern keine Gültigkeit mehr aufweisen würde. Zudem erscheint es mir sinnvoll, dass die Beschaffenheit der Psyche in ständigem Austausch mit und unter Einfluss des sie umgebenden (kulturellen) Kontexts und unzähligen Agitatoren steht, die sich wiederum wechselseitig durch die psychische Entität beeinflusst

sehen. Die Psyche scheint mir zusätzlich ein Phänomen zu sein, das über ein gewisses Maß an „subjektiver Autonomie“ verfügt. Diese Eigenschaften lassen mich darauf schließen, dass es sich bei der Untersuchung der Psyche des Menschen (im Kontext der sie umgebenden Kultur) um ein in hohem Maße autopoietisches Phänomen handelt (vgl. Slunecko, 2002, S. 33). Für die Beschreibung eines solchen Phänomens wäre also die Verwendung konnotativer Theorien angebracht, für die bei der Ermittlung des Leistungsprofils nicht die gleichen Kriterien angewendet werden können, wie das bei denotativen Theorien der Fall ist (vgl. Schüle, 2016a, S. 309f.). Die Notwendigkeit, der Möglichkeit eines hypothesentestenden Vorgehens zur Verfügung zu stehen, wird dadurch für konnotative Theorien also stark in Frage gestellt und die direkte Verknüpfung dieses Merkmals mit dem Anspruch auf „wissenschaftliche Qualität“ aus dieser Perspektive unangebracht.²

Die eingangs erwähnte Suggestivität wäre also aufgrund der konnotativen Struktur psychoanalytischer Theorie eine inhärente Eigenschaft der Theorie und der ihr zugehörigen Realitätsform: Allgemeines (die Theorie) und Besonderes (das empirische Phänomen) stehen in permanenter Interaktion und beeinflussen sich wechselseitig (vgl. Schüle, 2016a, S. 154). Durch die Formulierung und durch die Aneignung der Theorie wird sich das untersuchte Subjekt durch die Theorie beeinflusst sehen (was sich wiederum auf das Verständnis und die Interpretation – und somit permanente Neuformulierung – der Theorie niederschlägt). Die Frage, ob eine konnotative Theorie richtig oder falsch sei, ist ebenso nicht so klar und vor allem nicht nach den gleichen Kriterien wie denotativer Theorie zu beantworten: „Konnotative Theorien lassen sich wegen ihrer Struktur nicht (oder nur begrenzt) direkt überprüfen und beurteilen“ (ebd., S. 310). Stattdessen kommt deren indirekter Beurteilung eine entscheidende Rolle zu, die in Form einer „Bilanz von Leistungen und Risikokontrolle“ erfolgen könnte.

Den Vorwurf, die Psychoanalyse sei veraltet, möchte ich nicht direkt zurückweisen, denn es ist sicher möglich diesen Standpunkt zu argumentieren. Ich möchte allerdings darauf hinweisen, dass auch hier Besonderheiten, bzw. Unterschiede konnotativer zu denotativen Theorien vorliegen. Da bei konnotativen Theorien die Beschäftigung mit selbigen immer vor und im derzeitigen Kontext geschieht, wird auch die Auseinandersetzung mit vor langer Zeit entwickelter Theorien zu neuen Ergebnissen führen. Bei der Beschäftigung mit verhältnismäßig „alten“ Theorien handelt es sich demnach nicht zwangsläufig um Traditionspflege und Nostalgie, sondern um die Beschäftigung mit

² Mein Ziel ist es nicht, eine Diskrepanz in Form von aktueller wissenschaftlicher Mainstream-Psychologie im Lager der denotativen Theorien und der Psychoanalyse im Lager der konnotativen Theorien aufzuspannen. Ich erkenne auch in der aktuell institutionalisierten universitären Psychologie klare Tendenzen zu konnotativen Theorieformen. Mein Ziel ist es auch nicht, der aktuellen wissenschaftlichen Psychologie die Relevanz und die Zweckdienlichkeit abzusprechen, ich verfüge (interessanterweise trotz quasi-abgeschlossenem Masterstudium) bei weitem nicht über genügend Klarheit über das wissenschaftstheoretische (Selbst-)Verständnis der universitären Psychologie, um darüber urteilen zu können (vgl. hierzu jedoch Ruck et al., 2010). Meine Absicht ist es vielmehr, herauszuarbeiten, was von psychoanalytischer Theorie erwartet werden kann und was nicht und welche Rahmenercheinungen allein durch die Struktur ihrer Theorieform bedingt werden.

„Fragen, die sich immer aufs Neue stellen, und Antworten, die nicht endgültig ‚veralten‘. Konnotative Theorien [...] sind nicht-akkumulativ, was zur Folge hat, dass nichts als festes Wissen ad actas gelegt werden kann, sondern ein permanenter Prozess der Erhaltung und Neukonstitution auch von Bekanntem nötig bzw. unvermeidlich ist“ (ebd., S. 201f.).

Zusammenfassend: „Psychoanalyse ist [...] eine konnotative Theorie, die versucht, die spezifische Komplexität der autopoietischen Struktur und Dynamik psychischer Prozesse zu erfassen“ (Schülein, 2016a, S. 309). Psychoanalytische Theorie erschafft also Bilder, die das Ziel haben, wesentliche Merkmale des Besonderen zu erfassen – sie sollte jedoch niemals den Anspruch stellen, das besondere Phänomen komplett zu erfassen. Durch ihrer Theoriestructur bleibt es psychoanalytischer Theorie allerdings möglich, flexibel auf die jeweiligen empirischen Phänomene reagieren zu können. Aufgrund der autopoietischen Realitätsform der menschlichen Psyche erscheint sie mir für deren Untersuchung als sehr geeignet.

Eine Schwierigkeit konnotativer Theorien liegt allerdings darin, dass ihre Reproduktion immer einer produktiven Leistung bedarf, bei der „die persönlichen Modi des Aufgreifens“ eine entscheidende Rolle spielen (Schülein, 2016a, S. 200). Die Verwendung einer Theorie beinhaltet also immer eine Interpretation, weshalb die vermeintlich gleiche Theorie bei unterschiedlichen AutorInnen unterschiedliche Gesichter annehmen kann. Die Uneindeutigkeit der Begriffe und die Uneinheitlichkeit im Verständnis ihrer (zentralen) Begriffe ist ein an der Psychoanalyse häufig kritisiertes und beklagtes Problem (Hoffmann, 1996, S. 235). Verschiedene Begriffe scheinen von diesem Problem dabei unterschiedlich stark betroffen zu sein.

Eines der am kontroversesten diskutierten Phänomene der Psychoanalyse ist der Todestrieb (Feldman, 2000; Frank, 2015; Laplanche & Pontalis, 2016; May, 2013). Die Psychoanalyse, sofern sie das Konzept des Lebens- und des Todestriebs annimmt, geht davon aus, dass die gesamte psychische Energie aus den beiden Triebarten des Lebens- und des Todestriebs entstammt und diese somit die Gestalt aller psychischen Inhalte bestimmen. Die Theorie des Lebens- und des Todestriebs teilt die Quelle der inneren psychischen Kräfte des Menschen also in *zwei* Felder – entsprechend groß sind die Konzepte und die Bilder der Triebarten, die Freud (und im Anschluss die Psychoanalyse) mit der Theorie kreiert.³ Die jeweiligen Konzepte der beiden Triebarten und die Felder, in denen sie wirken, beinhalten aufgrund ihrer Größe jeweils wiederum viele Berührungspunkte mit Begriffen, die jeweils ein eigenes konnotatives Feld aufspannen und jeweils wieder in konnotative Theoriensysteme

³ Freud selbst war sich der bildhaften Theoriestructur der Psychoanalyse anscheinend schon bewusst: So meint er, „[...] daß wir genötigt sind, mit den wissenschaftlichen Terminis [sic.], das heißt mit der eigenen Bildersprache der Psychologie (richtig: der Tiefenpsychologie) zu arbeiten. Sonst könnten wir die entsprechenden Vorgänge überhaupt nicht beschreiben, ja, würden sie gar nicht wahrgenommen haben“ (Freud, 1920/1991, S. 65).

eingebettet sind.⁴ Der „Todestrieb“ sowie alle mit ihm in Verbindung stehenden Begriffe und die dazugehörigen Konnotationen werden vom/von der jeweiligen RezipientIn im Kontext seiner/ihrer kulturellen Gegebenheiten interpretiert, was zu einer Vielfalt an Auslegungen und Abwandlungen des Konzepts führen kann. Insbesondere die Verlagerung in einen anderen Kulturkreis, also beispielsweise im Falle der Psychoanalyse vom österreichischen in den anglo-amerikanischen Kulturraum, kann zu einer nachhaltigen Verschiebung im Verständnis und der Definition konnotativer Konzepte führen (vgl. Schüle, 2016a, S. 201).

Wie es aus der Theorie zu erwarten wäre, findet sich dies auch in der Literatur zum Todestrieb wieder. Abgesehen davon, dass verschiedene Freud nachfolgende psychoanalytische TheoretikerInnen wie Klein (Spillius, Milton, Garvey, Couve, & Steiner, 2011), Lacan (Regland, 1995), Laplanche (1985) oder Kernberg (2009) Weiterentwicklungen und Veränderungen am Todestriebkonzept vornahmen, fällt auch die Rezension und das Verständnis des freudschen Todestriebkonzepts, die sich bemüht Freuds Konzept aufzugreifen und zu verwenden, ohne vorsätzlich Veränderungen vorzunehmen, sehr heterogen aus (vgl. Hartmann, Kris, & Loewenstein, 1949; Lellau, 2018; Lussier, 1972; Rechart & Ikonen, 1993; Salonen, 2006; Vogt, 2001).⁵ JedeR der zitierten AutorInnen fokussiert auf einen anderen Aspekt des Todestriebs und scheint die Frage „was ist der Todestrieb?“ auf eine andere Art zu beantworten.

Die auffällige Heterogenität der Auslegung von Freuds Todestriebtheorie lässt unterschiedliche Schlussfolgerungen zu: Zum einen ließe sich argumentieren, dass das Konzept zu diffus und zu wenig spezifiziert zu sein scheint, als dass es der Aufgabe einer Theorie „ein strukturiertes, Erkenntnis ermöglichendes System von Aussagen über reale Sachverhalte und (deren) logische Zusammenhänge dar[z]ustellen“ nachkommen könnte (Schüle, 2016a, S. 164, [meine Einfügung]). Zum anderen könnte argumentiert werden, dass die Heterogenität der Auslegungen dem strukturell bedingten Ausmaß konnotativer Theorien entspricht und die andauernde Beschäftigung mit dem Thema und die damit in Zusammenhang stehende Faszination für das Konzept für eine gewisse Relevanz des Inhalts der Theorie spricht, der nach wie vor Resonanz in vielen forschenden Personen auszulösen scheint.

Persönlich verstehe ich die Faszination an einer Theorie dieser Größe. Dabei scheint mir insbesondere die Zweidimensionalität des Konzepts spannend zu sein, die ich als dem Menschen zugänglich erlebe und in vielen primitiven Aufspaltungen wie gut und schlecht, innen und außen,

⁴ Freuds Triebtheorie wird von Milton Klein (1983) als „the core of Freud's psychology“ (S. 506) beschrieben. Als „Kern“ der freudschen Theorie erscheint es nicht verwunderlich, dass ein Bezug zu vielen weiteren Konzepten vorliegt.

⁵ Auch bei den Versionen des Todestriebkonzepts von Klein, Lacan, Laplanche oder Kernberg fallen die Rezensionen sehr heterogen aus. Das Todestriebkonzept hat auch bei diesen AutorInnen zusätzlich zur konnotativen Theoriestructur eine beträchtliche Größe, im Sinne vieler Berührungspunkte zu anderen Konzepten im (jeweiligen) psychoanalytischen Theoriegerüst.

Subjekt und Objekt, Mann und Frau, warm und kalt, oder brav und böse wiedererkenne.⁶ Aufmerksam wurde ich auf die Todestriebtheorie in einem eher weit vom Tod entfernten Kontext – in einem Seminar zur Liebesfähigkeit brachten wir das Konzept in einer Diskussion (oberflächlich) mit der Aufspaltung von Liebe und Hass und dem Bedürfnis nach Nähe und jenem nach Distanz in Zusammenhang. Mich begann die dadurch entstandene Sichtweise einer intrinsischen Motivation zur Distanzierung und zum Abstand zu interessieren und ich begab mich auf die Suche nach Theorien, die die Tendenzen der Nähe und der Distanz als tiefliegende Motivatoren des Menschen behandelten. So stieß ich auf die Entwicklungstheorie von Margaret S. Mahler (Mahler, Pine, & Bergman, 1975/2002), die die Entwicklung des Menschen maßgeblich durch die interagierende Wirkungsweise der beiden Tendenzen zur Symbiose (Nähe) und der konträren zur Separation und Individuation (Distanz) bedingt sieht.

Meine Idee war, zu untersuchen, inwieweit sich die von Mahler beschriebenen Tendenzen mit Freuds Konzept des Lebens- und Todestriebs in Verbindung bringen lassen.⁷ Ich entschied mich für Freuds Konzeption des Todestriebs (und nicht für eine Version nachfolgender PsychoanalytikerInnen), da diese insofern (vermeintlich) noch am nächsten an Mahlers theoretischer Lagerung ausgerichtet war, als Mahler zur ersten Generation der amerikanischen Ich-Psychologie gehörte, die sich zumindest selbst zuschrieb, mit ihren theoretischen Ausführungen in Einklang zu Freuds Konzepten zu agieren (Blum, 2004; Masterson, 2003). Mahler spricht sich explizit dahingehend aus, dass sie ihre Theorie in Einklang mit Freuds Konzeptionen betrachtet (Mahler et al., 1975/2002).⁸

Sobald ich begann, mich intensiver mit der Literatur zu Freuds Todestriebkonzept zu beschäftigen, merkte ich bald, dass die Frage, was dieser Todestrieb ist, der mit Mahlers Theorie in Verbindung gebracht werden sollte, keine triviale Antwort erlaubte. Insofern wurde im Verlauf klar, dass die erste Forschungsfrage meiner Masterarbeit darauf abzielen müsse, wie das Todestriebkonzept verstanden und interpretiert werden kann und wie ich das Konzept des Todestriebs interpretiere, das ich anschließend mit Mahlers Theorie in Zusammenhang bringen wollte. Im Zuge der Auseinandersetzung mit Freuds Todestriebkonzept wurde mir zudem klar, dass die alleinige Zurückführung des Todestriebkonzepts auf die Aspekte der Nähe und Distanz dem Umfang der Todestriebtheorie nicht gerecht würde. So entschied ich mich dafür, Mahlers Theorie dafür zu nutzen,

⁶ Auf die Erklärungsmöglichkeiten dieses Phänomens mit Melanie Kleins (1958) Theorie der Spaltung möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen, sie aber auch nicht unerwähnt lassen.

⁷ Dies entspricht einer deutlich abgekürzten Version der Beschreibung der Entwicklung meiner Arbeit. Ich führe diese genauer in der Reflexion im letzten Kapitel dieser Arbeit aus.

⁸ Hierbei ist allerdings zu beachten, dass dies zu gewissen Teilen der Dynamik des Prozesses der Institutionalisierung der Psychoanalyse geschuldet ist. In der ersten Generation der Ich-Psychologie, in der viele emigrierte PsychoanalytikerInnen noch zu den SchülerInnen Freuds gehört hatten, zeichnete sich eine Ambivalenz ab, in der zum Einen betont wurde, dass die eigenen theoretischen Überlegungen im Rahmenmodell Freuds geschehen würden, andererseits klare Weiterentwicklungen und Betonungen einzelner Aspekte (bei gleichzeitiger Vernachlässigung anderer) vorgenommen wurden (vgl. Klein, 1983, S. 506; Schüle, 2016b, S. 102ff.).

um allgemeiner meine Interpretation des Charakters des Todestriebs (und dadurch zwangsläufig auch den des Lebenstribs als dessen Gegenspieler) in den von Mahler beschriebenen Vorgängen und Phänomenen herauszuarbeiten.

Mahlers Theorie schien mir dafür nach wie vor geeignet zu sein, da sich im Verlauf meiner Untersuchung Nähe und Distanz – wie zu Beginn angenommen – (neben anderen) als wichtige Aspekte der Charakterisierung und der Unterscheidung der beiden Triebarten herausstellten. Ich fand in den Tendenzen der Nähe und der Distanz also nach wie vor einen willkommenen Angriffspunkt, den auch andere Arbeiten vor meiner bereits für die Verknüpfung von Freuds Todestriebkonzept und Mahlers Entwicklungstheorie herangezogen hatten (vgl. Blanck & Black, 1979; Jaffe, 1978). Wie sich herausstellte und wie später noch näher behandelt werden wird, boten die Aspekte der Nähe und Distanz sowie die von Freud formulierten Entsprechungen der Bindung und Trennung die Möglichkeit, Verknüpfungen zu anderen Aspekten des Todestriebs herzustellen. Dass Mahlers Theorie die frühe Entwicklung des Kindes bzw. Säuglings beinhaltet, schien mir insofern vielversprechend, als dadurch Veränderungen in den Triebäußerungen greifbarer werden könnten, die helfen könnten, die ursprünglichen Formen des Todestriebs von jenen zu unterscheiden, die einer im Zuge der Entwicklung entstandenen Vermischung der beiden Triebarten geschuldet sind. Die zweite Forschungsfrage soll also auf Basis der Argumentation meiner spezifischen Interpretation von Freuds Todestriebkonzept darauf abzielen, wie der Todestrieb in der menschlichen Entwicklung wirkt, was anhand der Verknüpfung mit Mahlers Entwicklungskonzept beantwortet werden soll.

Zusammenfassend sollen in dieser Arbeit also folgende Forschungsfragen beantwortet werden:

1. Wie kann Freuds Todestriebkonzept verstanden und interpretiert werden?
2. Wie wirkt der Todestrieb in der frühen menschlichen Entwicklung?

Die Entstehung von Freuds Todestriebkonzept

Wie zuvor dargelegt, entstehen die Aussagen konnotativer Theorien gezwungenermaßen immer im Austausch mit ihrem Kontext (Schüle, 2016a). Da im Zuge der Argumentationen in dieser Arbeit an verschiedenen Stellen wichtig wird, was Freud selbst mit seinen Aussagen gemeint hat oder haben könnte, halte ich es für notwendig, zumindest überblicksartig den Kontext zu beleuchten, in dem Freuds Theorie im Allgemeinen und seine Todestriebtheorie im Speziellen entstand.

Der Kontext von Freuds Theorieentstehung im Allgemeinen

Freud studierte Medizin und ging vor seiner Ausbildung zum Neurologen einer Forschungstätigkeit im Bereich der Biologie nach (Aragno, 2014). Er genoss seine (wissenschaftliche) Ausbildung bei prominenten Vertretern der „Neuen Wiener Schule“ und im Paradigma eines stark materialistisch ausgerichteten Medizinverständnisses. Die dem materialistischen Medizinverständnis entsprechende Verschränkung von Biologie und psychischem Geschehen ist bei Freud in Bezug auf

das in seiner Theorie und dieser Arbeit zentrale Konstrukt des Triebes erkennbar. Laplanche und Pontalis (2016) definieren Freuds Triebbegriff zusammenfassend als einen dynamischen, in einem Drang bestehenden Prozess, „der den Organismus auf ein Ziel hinstreben lässt. Nach Freud ist die Quelle eines Triebes ein körperlicher Reiz“ (S. 525f.). Die Triebe sind also an körperliche Vorgänge gebunden und stellen die Kraft und psychische Energie dar, die (gemeinsam mit den äußeren Reizen) Quelle des psychischen Geschehens ist. Als Freud sein Triebmodell 1905 mit den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* einführte⁹, war der Triebbegriff und die Abgrenzung des Triebhaften vom Bewusstsein keineswegs neu (Keegan, 2003). Der Neurologe und Psychiater Paul Flechsig vertrat als prominenter Vertreter der Lokalisationstheorie und somit des mechanistischen und materialistischen Medizinverständnisses die Ansicht, die Orte des Bewusstseins und der körperlichen Triebe in der zerebralen Struktur bestimmen zu können. Flechsig betrachtete die Großhirnrinde als Sitz des Bewusstseins und der sinnlichen Wahrnehmung, die „niederer“ Strukturen des Gehirns als Sitz der „körperlichen Triebe“ (Flechsig, 1896, S. 17, zitiert nach Schüle, 2016b, S. 67). Auch einige weitere Charakteristika von Freuds Konzeption der Triebe waren bei Flechsig bereits angedacht. So betrachtete Flechsig „die niederen Triebe [...] in erster Linie [als] physikalisch-chemische Vorgänge, welche zunächst jedes psychischen Charakters entbehren. [...] Die Triebe erlangen einen psychischen Charakter erst dadurch, dass sie im Bewußtsein als *Gefühle* auftauchen“ (ebd., S. 48f.). Auch bei Freud erscheinen die Triebe als vom Bewusstsein getrennt und treten in verarbeiteter Form in Gestalt der Affekte und Vorstellungen in der bewussten Wahrnehmung auf.¹⁰ Flechsig beschreibt eine Notwendigkeit der Kontrolle der Triebe durch das Bewusstsein und durch die in Interaktion mit der Erinnerung geschaffenen „geistigen Centren“. Daraus ergibt sich sogar ein Pathologiemodell: Bei Erlahmung der „geistigen Centren“ kommt es zu einem Durchbruch von körperlichen Trieben und in Folge zu einem „Mangel der socialen Instincte, der Zuneigung und des Mitleids, wenigstens zeitweise eine Steigerung in schrecklichster Form“ (ebd., S. 32). Bei Freud findet sich eine entfernte Analogie im Strukturmodell, das allerdings erst 1923 eingeführt wird (Freud, 1923/1991): Das Ich, der Sitz des Bewusstseins, vermittelt zwischen den Anforderungen der Umwelt und den Ansprüchen der Triebe im Es (unter Einbezug der Forderungen des Über-Ichs; Laplanche & Pontalis, 2016). Das Ich trägt damit die Verantwortung für eine funktionierende Interaktion des Individuums mit seiner Umwelt. Ist das Ich geschwächt oder nicht funktionsfähig, so wäre auch nach diesem Modell zu erwarten, dass der psychische Apparat in Schwierigkeiten gerät. Unterschieden werden sollte dabei allerdings, dass Freud Ich-Schwäche nicht als ursächlich für psychopathologische Erscheinungen definiert. Die hier

⁹ Der Triebbegriff wurde 1905 mit den *drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* eingeführt, Laplanche und Pontalis (2016) stellen allerdings fest, dass das Konzept im Sinne einer Energie, die nach Abfuhr strebt, schon früher vorhanden war.

¹⁰ Die Umsetzung der Triebenergie in die psychischen Repräsentanzen der Vorstellung und der Affekte ist eine Annahme, die bei Freud vor allem bis 1915 vorherrschend ist (Freud, 1915c/1991). In *Das Ich und das Es* (Freud, 1923/1991) erfährt seine Affekttheorie, zumindest was den Angstaffekt betrifft, einige Veränderungen.

angeführten Beispiele sollen jedoch verdeutlichen, dass viele von Freud später ausgeführten und für seine Theorie grundlegenden Vorstellungen bereits vorhanden waren und von ihm verwendet werden konnten: „In gewisser Weise musste Freud nur noch den Triebbegriff inhaltlich präzisieren und den fehlenden Schritt zur Reflexion der Funktionsweise des Unbewussten wagen, um von der Neurologie seiner Zeit zur Psychoanalyse zu kommen“ (Schülein, 2016b, S. 69).

Freud verstand sich dezidiert als Naturwissenschaftler, er sah sich im Laufe der Entwicklung seiner Theorie jedoch gezwungen, die Methodik und die Vorstellungen der naturwissenschaftlichen Neurologie seiner Zeit zu überschreiten.¹¹ Die Neurologie grenzte sich strikt gegen jede Form der Psychologie ab, der Materialismus und Reduktionismus implizierten eine Art Psychologieverbot (Schülein, 2016a). Der Begriff „Trieb“ wurden von der Neurologie zwar behandelt, doch eher in einer abwertenden Form, um niedrige von höheren Funktionen zu unterscheiden. Der Triebbegriff stellte eine Art Untersuchungssperre dar und die sich mit ihm befassenden Gebiete wurden gemieden. Nichtsdestotrotz war der Einfluss dieser niederen, tierischen Kräfte anerkannt. Eine präzise Beschreibung der Funktionsweise und der Dynamik der diese niederen Kräfte kontrollierenden „geistigen Centren“ war ebenso wie eine Beschreibung der „niederen Kräfte“ ausgeblieben. Freud befand sich folglich in einem Feld mit vielen Tabus und vielen offenen Fragen (Schülein, 2016b): „In dieser materialistischen oder besser: mechanistischen Periode hat die Medizin großartige Fortschritte gemacht, aber auch das vornehmste und schwierigste unter den Problemen des Lebens in kurzsichtiger Weise verkannt“ (Freud, 1924b/1991, S. 102f.).

In Bezug auf die Wertschätzung, die Freud gegenüber den Naturwissenschaften empfand und die Art und Weise, wie er sich mit dieser identifizierte, erscheint es nicht verwunderlich, dass Freud sich mit einigen seiner Konzepte und Begriffe an Konzepte der Physik anlehnt, die damals (wie heute) als prototypische Naturwissenschaft galt (The, Magistretti, & Ansermet, 2018). Insbesondere Freuds Energiemodell scheint stark von der Physik seiner Zeit beeinflusst. Insbesondere bezieht er sich dabei auf Helmholtz (1847) erstes Gesetz der Thermodynamik, das heute als *Energieerhaltungssatz* bekannt ist (Laplanche & Pontalis, 2016; The et al., 2018). Helmholtz, der Physiologe und Physiker war, brachte seine beiden Beschäftigungsfelder selbst an vielen Stellen zusammen und formulierte Theorien, die sich oftmals auf beide Felder, das Organische und das Unbelebte anwenden ließen (The et al., 2018). Freud nahm dieses Modell zunächst über Breuer auf, der sich in seinen Ausführungen wiederum auf Thomson und Rankine bezog, die den Energiebegriff in Helmholtz Konzept eingeführt hatten (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 131). Thomson beschreibt zwei Kategorien von Energie, die statische und die dynamische Energie. Thomson zufolge ist statische Energie beispielsweise in

¹¹ Freud beharrte lange Zeit darauf, eine „Naturwissenschaft des Seelischen“ zu betreiben. Erst in höherem Alter bekannte sich Freud zu den Differenzen der psychoanalytischen Methodik und der naturwissenschaftlichen Methodik seiner Zeit: „Streng genommen gibt es ja nur zwei Wissenschaften, Psychologie, reine und angewandte, und Naturkunde“ (Freud, 1933b/1991, S. 194), wobei unter „angewandte Psychologie“ Freud zufolge Disziplinen wie die Soziologie und Kulturwissenschaften fallen.

Treibstoff oder Kohle zu finden, dynamische in sich bewegenden Objekten, was im Allgemeinen auch Körper, deren Moleküle sich in angeregtem Zustand befinden, miteinschließt (Thomson, 1852, zitiert nach The et al., 2018, S. 7).

Wie Thomson und Helmholtz beschreibt Freud zwei Formen von Energie, gebundene und freie Energie. Liegt Energie in freier, ungebundener Form vor, ist der Aufschub einer Triebbefriedigung nicht möglich, die Energie strebt nach sofortiger Abfuhr (Primärvorgang). Sie ist also wie die kinetische Energie, dem zweiten thermodynamischen Hauptsatz entsprechend, nicht oder um einiges schwieriger in andere Energie bzw. Arbeitsformen umwandelbar (Lieb & Yngvason, 1999). Ist die Energie gebunden, kann das Streben nach Abfuhr aufgehalten und kontrolliert werden. Wie die potenzielle Energie (z. B. in Form von Lage- oder Spannenergie) kann sie jeweils verhältnismäßig verlustfrei in eine andere Energie bzw. Arbeitsform umgewandelt werden.¹² Es ist allerdings zu beachten, dass bei Freud die Begriffe „frei“ und „gebunden“ jeweils genau die entgegengesetzte Bedeutung haben, als bei Helmholtz. Helmholtz benutzt den Begriff „frei“ im Sinne von „freie Verwandlung in andere Arbeitsformen“ und gebunden „an die Energieform/Wärme gebunden“. Freud hingegen benutzt den Begriff „frei“ im Sinne von „frei kinetisch beweglich“ und „gebunden“ im Sinne von „tonischer/statischer Energie“ bei Helmholtz bzw. Thomson. Grund für diese Umkehrung war für Freud wohl die Möglichkeit einer direkteren Vereinbarung seiner Begriffe mit denen von Breuer, der die Konzepte zuvor in dieser Form verwendet hatte (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 131ff.).

An dieser Stelle sollte noch einmal festgehalten werden, dass der Energiebegriff sowohl bei Helmholtz und Thomson als auch bei Freud ein quantitativer ist. Energie ist demnach ein Potenzial, das größer oder kleiner sein kann, die Qualität dieses Potenzials ergibt sich allerdings erst in der Kombination mit dem, woran es anliegt. Freud schreibt diesbezüglich: „daß wir nichts über die *Natur* des Erregungsvorgangs in den Elementen der psychischen Systeme wissen und uns zu keiner Annahme darüber berechtigt fühlen. So operieren wir also stets mit einem großen X, welches wir in jede neue Formel mit hinübernehmen“ (Freud, 1920/1991, S. 30 f., meine Kursivsetzung).

Ein weiterer Einfluss auf Freuds Theorienbildung wird in der darwinschen Evolutionstheorie gesehen (Margaggi & Guénolé, 2018). Freud wurde ein paar Jahre vor der Veröffentlichung von Darwins (1859) *On the origin of species by means of natural selection* geboren und gehörte zu einer Forschungsgeneration des deutschsprachigen Raums, die stark von Darwins Arbeiten beeinflusst waren (Richards, 2013). Evolutionsbiologische Konzepte treten in Freuds Werken allerdings eher in

¹² Aktuell rücken die Ergebnisse des weit rezipierten Neurowissenschaftlers K. J. Friston und Kollegen Freuds Energiemodell in neues Licht (Bruineberg, Rietvald, Parr, & Friston, 2018; Friston, 2010). In Anlehnung an die Grundsätze der Thermodynamik beschreiben sie mit dem *free-energy principle* ein mathematisches neurowissenschaftliches Modell, das als Rahmenmodell für verschiedene Theorien über die Funktion des Gehirns gehandelt wird. Das Modell beschreibt, wie adaptive Systeme (z.B. Gehirne) einer natürlichen Tendenz zum Chaos (Entropie) widerstehen (Friston, 2010). Dies kann, ähnlich Freuds ökonomischem Prinzip, durch die Minimierung freier Energie erreicht werden. Eine detaillierte Gegenüberstellung von Freuds Ideen und dem free-energy principle ist bei Carhart-Harris und Friston (2010) zu finden.

impliziter Form auf, weshalb der Einfluss evolutionsbiologischer Theorien auf Freuds Arbeiten verhältnismäßig lange infrage gestellt wurde (Holmes, 1983). An einigen Stellen (genau genommen 16-mal in seinen offiziell veröffentlichten Werken) zitiert Freud Darwin direkt. So zum Beispiel bei der Formulierung der ersten Triebtheorie, in der er einen Dualismus aus Selbsterhaltungs-/ (Ich-) und Sexualtrieb postuliert. Freud (1913a/1991) bezieht sich damit auf denselben, Darwins Evolutionstheorie zugrundeliegenden Dualismus aus Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben, bei dem sogar die Betonung des Sexualtriebs bereits angedacht war (Marcaggi & Guénolé, 2018).¹³ Freud erkannte zudem einige Symptome der Hysterie als Überreste ehemals funktionalen Verhaltens und bezieht sich dabei direkt auf Darwin (Freud & Breuer, 1895/1991). Später erkennt er dieses Prinzip neben Symptomen der Hysterie auch in bestimmten Phobien, die er als emotionale Residuen aus der Vorgeschichte der menschlichen Spezies beschreibt (Freud, 1916-1917/1991). Ein weiteres Beispiel für Freuds (implizite) darwinistische Sichtweise zeigt sich in seinen Überlegungen zur Entstehung des Inzestverbots. Dieses zählt er „zu den historischen Erwerbungen der Menschheit und dürfte wie andere Moraltabu bereits bei vielen Individuen durch organische Vererbung fixiert sein“ (Freud, 1905/1991, S. 127).

Bezüglich des Einflusses aus der Philosophie schrieb Freud 1919 in einem Brief an Lou Andreas-Salomé: „Ich habe mir jetzt als Altenteil das Thema des Todes ausgewählt, bin über eine merkwürdige Idee von den Trieben aus gestolpert und muß jetzt allerlei lesen, was dazu gehört, z.B. zum ersten Mal Schopenhauer. Ich lese aber nicht gerne“ (Freud an Lou Andreas-Salomé, 1.18.1919, zitiert nach Sigmund Freud Museum, 2019, Absatz 5). Hierbei bezieht sich Freud auf seine Arbeit an *Jenseits des Lustprinzips*, in der er 1920 den Todestrieb einführte. Auch schon in früheren Konzepten ist allerdings Freuds Kenntnis von Schopenhauer und Nietzsche erkennbar (Schüle, 2016b). Im Text *Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung* schreibt Freud:

In der Lehre von der Verdrängung war ich sicherlich selbständig, ich weiß von keiner Beeinflussung, die mich in ihre Nähe gebracht hätte, und ich hielt diese Idee auch lange Zeit für eine originelle, bis uns O. Rank die Stelle in Schopenhauers ‚Welt als Wille und Vorstellung‘ zeigte, in welcher sich der Philosoph um eine Erklärung des Wahnsinns bemüht. Was dort über das Sträuben gegen die Annahme eines peinlichen Stückes der Wirklichkeit gesagt ist, deckt sich so vollkommen mit dem Inhalt meines Verdrängungsbegriffs, daß ich wieder einmal meiner Unbelesenheit für die Ermöglichung einer Entdeckung verpflichtet sein durfte. (Freud, 1914b/1991, S. 214)

Die Lektüre Nietzsches habe Freud sich nicht erlaubt, da er von dessen Theorien nicht beeinflusst werden wollte: „Den hohen Genuß der Werke Nietzsches habe ich mir dann in späterer Zeit mit der

¹³ Die Betonung der Sexualität für die Pathogenese war jedoch am Rande bemerkt in Forschungskreisen der psychologischen Medizin zu und vor Freuds Zeit kein seltenes Phänomen (Ellenberger, 1994).

bewußten Motivierung versagt, daß ich in der Verarbeitung der psychoanalytischen Eindrücke durch keinerlei Erwartungsvorstellung behindert sein wollte“ (Freud, 1914b, S. 214).

Der Kontext von Freuds Erarbeitung der Todestriebhypothese

Der Kontext, vor dem Freud 1920 seine Hypothese zum Todestrieb entwickelte, wurde vielseitig diskutiert (Aragno, 2014; Eckstein, 1949; May, 2013; Puner, 1947; Stea, 2012). Dabei wurde der Fokus zum einen (unter anderem von ihm selbst) auf die historischen, sozialen und politischen Vorkommnisse und Strömungen der Zeit, zum anderen auf Freuds persönliche biographische Erlebnisse gelegt (May, 2013). Bevor ich mich detaillierter dem biographischen Hintergrund widme, der Freud unter anderem zur Art und Weise der Formulierung seines Todestriebkonzepts beeinflusst oder inspiriert haben mag, möchte ich vorab betonen, dass die hier angeführte Analyse dem oder der LeserIn die Möglichkeit eines Eindrucks über den Kontext geben soll, in dem Freud seine Todestriebhypothese entwickelte, Kausalschlüsse auf den Wert von Theorien auf Basis der biographischen Analyse ihrer AutorInnen meiner Ansicht nach allerdings nur mit äußerster Vorsicht vorgenommen werden sollten. In diesem Sinne plädiere ich für eine weitestgehend unabhängige Betrachtung der Wertigkeit von Theorie und der biographischen Situation der jeweiligen AutorInnen.

Freud führt das Todestriebkonzept in *Jenseits des Lustprinzips* ein.¹⁴ Er hatte sich mit einigen Schwierigkeiten konfrontiert gesehen, die Intrusionen der „traumatischen Neurosen“ der heimkehrenden Soldaten, hinter denen kein Lustprinzip¹⁵ erkennbar schien, auf Basis seines bisherigen theoretischen Modells zu erklären. Freud postulierte dem folgend einen Wiederholungszwang, als ein dem Lustprinzip übergeordnetes Prinzip, also „Jenseits“ des Lustprinzips (Freud, 1920/1991, S. 21). Eine grundlegende Eigenschaft der Triebe ist es demnach, stets einen früheren Zustand anzustreben, selbst wenn dieser keine lustvollen Folgen mit sich bringt. Freud erkannte zudem eine Analogie in der Biologie: Lebende Materie schien stets aus zuvor anorganischer, unlebendiger Materie zu entstehen. Die Eigenschaft der Triebe, danach zu streben, einen früheren Zustand wiederherzustellen, führt demzufolge in ihrer Extremform zu einem Streben nach dem anorganischen Zustand, also wieder zum leblosen Zustand, dem Tod (Freud, 1920/1991, S. 40). Der Todestrieb stellt also eine destruktive Kraft dar, die zunächst gegen den Organismus selbst und sekundär mit Hilfe einer Verbindung mit dem

¹⁴ Der Begriff „Todestrieb“ wurde von Freud allerdings schon 1918 in einer Notiz verwendet und von einigen Mitgliedern der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung wie Rank, Spielrein und Stärcke, die Freud in *Jenseits des Lustprinzips* erwähnt, schon ab dem Jahr 1907 in den Diskurs eingebracht (May, 2015). Adler hatte 1908 das Konzept des *Aggressionstrieb*s vorgeschlagen, Freud hatte dieses damals allerdings noch abgelehnt: „Ich kann mich nicht entschließen, einen besonderen Aggressionstrieb neben und gleichberechtigt mit den uns vertrauten Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben anzunehmen“ (Freud, 1909/1991, S. 371).

¹⁵ Lustprinzip ist hier eher in der Nähe zum ökonomischen Prinzip zu verstehen und weniger in Abgrenzung zum Realitätsprinzip. Meiner Auffassung nach unterscheiden sich Realitätsprinzip und Lustprinzip lediglich in der Eigenschaft, dass im Realitätsprinzip Befriedigungsaufschub möglich ist, die grundlegenden (ökonomischen) Tendenzen sind jedoch die gleichen (Vermeidung von Unlust und Maximierung von Lust). Die Nähe zum ökonomischen Prinzip gilt dabei insoweit, als dass Lust mit der Verringerung von Spannung einhergeht und Unlust mit der Erhöhung derselben (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 297).

Lebenstrieb in Form der Aggression nach außen wendet (Freud, 1923/1991; 1930/1991). Der wiederkehrende Charakter der Intrusionen der traumatischen Neurosen wurde also durch den Mechanismus des Wiederholungszwangs erklärt, der im ökonomischen Prinzip schwer verordenbare unlustvollen Charakter dieser Intrusionen durch die destruktive Kraft des neu postulierten Todestrieb. May (2013) schlägt vor, dass Freud mit dem Todestriebkonzept Phänomenen begegnen wollte, die seine therapeutische Arbeit an ihre Grenzen brachte. Sie schlägt vor, dass Freud versuchte, die Erfahrungen misslungener Therapien in der Theorie zu verarbeiten. Probleme in der therapeutischen Arbeit zeigten sich neben den bereits erwähnten „traumatischen Neurosen“ im Phänomen des Ausagierens (acting out)¹⁶ sowie allgemein im Umgang mit (selbst-)zerstörerischem Verhalten, auch in Bezug auf Masochismus und Sadismus.

Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *Jenseits des Lustprinzips* war Freud 64 Jahre alt, drei Jahre später wurde ein Kieferkarzinom entdeckt und er unterzog sich der ersten von vielen weiteren Operationen (Leupold-Löwenthal, 1994). Es kann also spekuliert werden, dass Freud sich 1920 bereits mit Schmerzen und anderen Symptomen der Krankheit konfrontiert sah, was die Präsenz eines inneren Strebens zum Tod hin verstärkt haben könnte (Ekstein, 1949; Stea, 2012). Es wurde ebenso (auch schon zu Freuds Lebzeiten) diskutiert, inwieweit der Tod von Freuds Tochter Sophie kurz vor der Veröffentlichung der Todestriebhypothese eine Rolle gespielt haben könnte (Puner, 1947). Freuds eigener Aussage nach wurde das Manuskript allerdings schon vor Sophies Tod fertiggestellt (Gay, 2006), was sich in späteren Untersuchungen bestätigte (May, 2015).

Der Tod spielte in Freuds Leben eine präesente Rolle (Schur, 1972). Freud wurde 1856 in Freiberg in Mähren geboren und wuchs in armen und engen Verhältnissen auf. Das Familienleben spielte sich in einem Zimmer ab, in dem Freud noch vor dem zweiten Lebensjahr die Zeugung, Geburt und den Tod des jüngeren Bruders Julius miterlebte. Freuds junge Mutter war die dritte Frau seines zweifach verwitweten Vaters Jakob. Freud wuchs mit seinen Halbbrüdern, den Söhnen seines Vaters aus früheren Ehen gemeinsam auf. Lange Zeit ging man davon aus, dass Jakob nur eine Frau vor Freuds Mutter gehabt hatte. Freud hatte zu Lebzeiten nie anderes erwähnt, die Existenz der dritten Frau ergab sich aus der Aktensichtung. Max Schur, Psychoanalytiker, Freuds Arzt und einer seiner Biographen, wirft aufgrund der Art und Weise, wie Freud mit dem Tod der Ehefrauen seines Vaters umgeht, die Frage auf, ob daraus auf ein unbekanntes unreflektiertes Problem mit dem Tod geschlossen werden kann. Er stellt weiter die Frage, ob diese ersten prägenden Erlebnisse zu jenen gehören, die Freud in Bezug auf die traumatische Neurose mit den wiederkehrenden unlustvollen Traumgehalten beschreibt (Rosenkötter, 1974; Schur, 1972).

¹⁶ Unter *acting out* wird in der Psychoanalyse die Manifestation von verdrängtem, zu einer früheren Situation gehörigen Verhaltens verstanden, das in einer neuen Situation gezeigt wird, die eine symbolische Repräsentation der vergangenen darstellt. Tritt das Verhalten in der Übertragungssituation auf, wird der Übertragungsaspekt meist vollständig geleugnet. Das Verhalten besteht oftmals in (auto-)aggressiver Form (Laplanche & Pontalis, 2016).

Freud pflegte die Beziehung zu seiner jüdischen Herkunft bewusst nicht, trotzdem wird davon ausgegangen, dass sie doch an einigen Stellen Einfluss auf seine Persönlichkeit hatte. In Freuds Leben tauchten immer wieder zwanghafte Beschäftigungen mit vermeintlichen Todesdaten auf, die ihn, wider besserer Vernunft, quälten (Rosenkötter, 1974; Schur, 1972). Es handelte sich dabei oft um Daten, die an den Tod des Vaters oder eines Bruders erinnerten. In der hebräischen Schrift können Zahlen aus Buchstaben gebildet werden, bestimmte Buchstabenverbindungen können also sowohl eine Zahl, als auch einen Buchstaben bedeuten. In der kabbalistischen Tradition spielen mystische, prophetische Zahlenkombinationen eine Rolle (Rosenkötter, 1974). Auf diesem Weg kam wohl auch Freuds abergläubische Annahme zustande, er würde mit 62 Jahren sterben, also im Jahre 1918 oder 1919, kurz vor der Veröffentlichung von *Jenseits des Lustprinzips* 1920 (May, 2013).

Freud identifizierte sich mit den Traditionen der Klassik und Aufklärung (Schüle, 2016b). Eine Wende hin zu einer pessimistischeren Sicht ergab sich mit *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (Freud, 1914a/1991). In diesem Text ist deutlich zu erkennen, wie sich Freuds ohnehin schon wenig optimistische Sichtweise von der Beschreibung der Lebendigkeit der Kultur hin zu ihrer Schattenseite wendet und der Blick zunehmend auf die Destruktionsneigung des Menschen fällt. Freud befand sich zur Zeit des ersten Weltkriegs in permanenter Sorge um seine beiden Söhne, die als Soldaten im Krieg dienten (May, 2013). Ekstein (1949) beschreibt als Folge des ersten Weltkriegs eine allgemein wahrgenommene Sinnlosigkeit in der „kulturellen Gesellschaft“, die Freud miteinschließt. Dies mag wohl vom Hunger, von der Kälte durch verringerte Heizmöglichkeiten und der Deflation der österreichischen Krone mitbeeinflusst worden sein (May, 2013). Vor allem in den späteren Ausführungen zum Todestrieb (auch in Bezug auf die damit in Verbindung stehenden kulturwissenschaftlichen Texte) wird zusätzlich der Einfluss der zunehmenden Präsenz des Antisemitismus und des politischen Einflusses der NSDAP auf Freuds Theorieentwicklung diskutiert (Stea, 2012). Ekstein (1949) sieht innere Schwierigkeiten und Konflikte sowie den Kampf, „Herr über das eigene Schicksal“ („mastery of one’s own destiny“, S. 215) zu sein, als stärkste Quelle psychischer Entdeckungen. So könne auch Freuds Hypothese zum Todestrieb als eine Bemühung verstanden werden, Sinnhaftigkeit und Kontrolle in ein Leben zu bekommen, das von Verlust, schwerwiegender Krankheit, den damit verbundenen Schmerzen und Altersleiden gezeichnet war.

Fünf Aspekte des Todestribs bei Freud

Ich möchte im Folgenden fünf Aspekte des Todestribs darlegen, die mir als zentral erscheinen. Neben Freuds Texten beziehe ich dabei an einigen Stellen zusätzlich verschiedene Lesarten aus der Sekundärliteratur mit ein, die teilweise auf einzelne der von mir beschriebenen Aspekte fokussieren.¹⁷

¹⁷ Wie sich zeigen wird, nutze ich an vielen Stellen das *Vokabular der Psychoanalyse* von Laplanche und Pontalis (2016), das eine Zusammenstellung und Definition von Freuds Begriffen beinhaltet und als solches zu den psychoanalytischen Standardwerken gehört. Die dort gelieferten Definitionen und Beschreibungen können allerdings nicht nur als Zusammenfassungen betrachtet werden, sondern sollten trotz der Bemühungen der

Die Wirkungen des Lebens- und des Todestriebs lassen sich an vielen Stellen am deutlichsten durch den Gegensatz der beiden Triebarten verdeutlichen. Aufgrund ihrer antagonistischen Eigenschaften ist die Wirkungsweise des Einen ohne die des Anderen an vielen Stellen nur schwer zu konzeptualisieren. Insofern wird auch der Lebenstrieb in der Erarbeitung der Aspekte des Todestriebs einen gewissen Raum einnehmen. Für die weitere Ausarbeitung bin ich gezwungen, einige weitere Begriffe und Konzepte der psychoanalytischen Theorie zu verwenden. Wie bei der Todestriebtheorie handelt es sich dabei um konnotative Theorien, die bei Verwendung eine Interpretation mit sich bringen. Auf einige allgemeine Aspekte der Triebe bin ich im Zuge der Erarbeitung des Hintergrunds und des Einflusses auf Freuds Denken bereits eingegangen. Was ungesagt blieb, möchte ich hier noch kurz behandeln und einige zentrale Begriffe und Konzepte präzisieren.

Zunächst zum Begriff der Triebe. Neben der Möglichkeit, dass psychische Energie über die Außenwelt in den psychischen Apparat gelangt, stellen die Triebe die Energiequelle der psychischen Vorgänge dar (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 131). Wie im vorherigen Kapitel bereits erwähnt, handelt es sich beim Trieb um einen in einem Drang bestehenden Prozess, der den Organismus auf ein Ziel hinstreben lässt (ebd., S. 525f.). Die Entwicklung des Triebbegriffs wurde von Freud in Bezug auf den Sexualtrieb und die Entwicklung der infantilen Sexualität vorgenommen (der Begriff wurde in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* eingeführt). Entsprechend leicht passen die Begriffe und Eigenschaften auf diese Form der Triebe und entsprechend höhere Abstraktion ist teilweise schon für den zeitgleich formulierten und mit dem Sexualtrieb gemeinsam wirkenden Selbsterhaltungstrieb notwendig. Zentrale Aspekte des Trieb stellen die *Triebquelle*, das *Triebobjekt* und das *Triebziel* dar. Die Triebe können als Übersetzung des Biologischen ins Psychische betrachtet werden und sie entlehnen sich ihre Eigenschaften aus beiden Bereichen. So kann die Quelle eines Triebes zum Beispiel in der organischen Reizung liegen, das Objekt der Aufhebung des Reizes ist allerdings psychisch repräsentiert.

Die *Triebquelle* bezeichnet (in der ursprünglichen Triebkonzeption) den Ort, an dem eine Reizung auftritt (im Sinne der erogenen Zonen), oder den somatischen Vorgang, der als eine Reizung wahrgenommen wird, zum Beispiel in Form einer muskulären Bewegung (ebd., S. 532). Die Triebquellen sind oft ursprünglich an Funktionen der Selbsterhaltung geknüpft und verselbstständigen sich in Form der Sexualtriebe (Prinzip der Anlehnung; Freud, 1905/1991, S. 75; 1915b/1991, S. 218). Im oder durch das *Triebobjekt* versucht der Trieb sein Ziel zu erreichen (Freud, 1915b/1991, S. 215). Das Objekt kann eine Person oder etwas Unbelebtes, es kann real oder phantasiert¹⁸ sein (Laplanche

Autoren, lediglich die Inhalte von Freud zusammenzufassen, ebenso wie die weitere Sekundärliteratur als (subjektive) Lesarten von Freuds Werk verstanden werden.

¹⁸ Die Schreibweise „phantasiert“ ist bewusst in Anlehnung an Susan Isaacs (1948) gewählt, um in Abgrenzung zu „fantasiert“ den unbewussten dynamischen Charakter der Phantasie zu betonen.

& Pontalis, 2016, S. 335). Das im ersten Tribdualismus¹⁹ definierte *Ziel* des Triebs ist die Auflösung von innerer Spannung. Es ist allerdings zu beachten, dass das Tribojekt zur Erreichung dieses Ziels, wie bereits erwähnt, verhältnismäßig variabel ist: Bei Mechanismen wie beispielsweise der Sublimierung, der Verkehrung ins Gegenteil oder die Wendung gegen die eigene Person zeigt sich die hohe Flexibilität in den Wegen, die das Triebziel herbeiführen können (Freud, 1915b/1991, S. 220ff.). Mit der Frage, inwieweit das Triebziel in Form der Spannungsreduktion auch für die beiden Triebarten das zweiten Tribdualismus angenommen werden kann, werde ich mich im Laufe der Arbeit an einigen Stellen auseinandersetzen.

Nach der Einführung des zweiten Tribdualismus (Lebens- und Todestrieb) erreicht die Triebtheorie eine höhere Form der Abstraktion, unter anderem, da im neuen Modell mit den Dimensionen des Todestriebs nicht mehr, wie später noch erarbeitet werden wird, ausschließlich körperliche Spannungen als Triebquelle gesehen werden konnten, und das Triebziel neu und komplexer definiert werden musste. Der Trieb wird dabei mehr zu einem Begriff für eine „abstrakte Kraft“ (Freud, 1938/1991, S. 70) und die Triblehre „sozusagen unsere Mythologie“ (Freud, 1933a/1991, S. 101). Die Begriffe der Triebquelle, des Tribojekts und des Triebziels sowie die damit verbundenen grundlegenden Eigenschaften, wie beispielsweise die relative Freiheit der Verschiebung und der Veränderung des Tribojekts, bleiben dabei in weiten Bereichen erhalten, sind allerdings verstärkt in einem allegorischen und metaphorischen Charakter zu verstehen.

Die Funktionsweise des Lebens- und Todestriebs wird von Freud auf biologischer (oft zellulärer) sowie auf ökonomischer, psychischer und kultureller Ebene beschrieben. Die ökonomische Ebene umfasst dabei all jenes, was sich auf den „Umlauf und die Verteilung einer [...] Energie (Triebenergie) [bezieht], die erhöht oder verringert werden [...] kann“ (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 357, [meine Einfügung]).

Sowohl in der Konzeption des ersten (Freud, 1915b/1991, S. 219), stärker jedoch in der Konzeption des zweiten Tribdualismus (Freud, 1933a/1991, S. 111f.) betont Freud, dass die Triebarten beinahe niemals isoliert auftreten und die meisten Phänomene als Resultat einer Tribmischung verstanden werden sollten. Verschiedene Phänomene unterscheiden sich jedoch hinsichtlich des Mischverhältnisses der beiden Triebarten. In einigen pathologischen Ausformungen, wie beispielsweise der vernichtenden Härte des Über-Ichs in der Melancholie (Freud, 1923/1991, S. 283) oder (bei einigen Formen) der Zwangsneurose²⁰ (ebd., S. 280), kann es zu Triebentmischungen kommen.

¹⁹ Mit dem „ersten Tribdualismus“ meine ich Freuds Konzeption der Triebe, die er bis *Jenseits des Lustprinzips* (1920/1991) verwendet. In der ersten Konzeption stehen sich Selbsterhaltungs- und Sexualtrieb gegenüber. Der zweite Tribdualismus besteht aus Lebens- und Todestrieb.

²⁰ Freud spielt dabei hauptsächlich auf jene Formen der Zwangsneurose an, bei denen schuldhaft und (sich selbst) strafende Inhalte im Vordergrund stehen (Freud, 1923/1991, S. 280). Es handelt sich also auch hier, wie bei der Melancholie, um den „harten, grausamen Zug“ des Über-Ichs, der durch die Triebentmischung

In Freuds wie auch der nachfolgenden Literatur wird uneinheitlich im Singular von dem Todestrieb und im Plural von den Todestrieben geschrieben. Die Verwendung des Plurals betont, meiner Ansicht nach, die Vielfältigkeit der (in empirischen Phänomenen beobachtbaren) Äußerungen des Lebens- und des Todestrieb. Teilweise ist es durchaus möglich, diesen Äußerungen einen triebhaften Charakter zuzuschreiben und so beispielsweise bei der Aggression ein triebhaftes Drängen zu erkennen sowie ein Objekt und ein Ziel. Die Annahme vieler Arten des Todestrieb und die jeweilige Behandlung dieser als „Triebe“ birgt, meiner Ansicht nach, jedoch die Gefahr, dass hinter den Phänomenen liegende Strukturen und Dynamiken aus dem Blick geraten. Die Zusammenfassung der verschiedenen Phänomene zu zusammengehörigen Tendenzen zeichnet unter Umständen aber gerade eine große Qualität von Freuds dualistischer Triebtheorie aus. Postuliert man für jedes Phänomen eine eigene Triebart, entsteht die Gefahr, dass jedes Phänomen einen naturhaften Charakter erhält und dahinterliegende dynamische Strukturen unbeforscht bleiben. Freud selbst kritisiert die Tendenz, zu viele Triebe zu definieren (unter anderem bei sich selbst):

Sie wissen, wie sich das populäre Denken mit den Trieben auseinandersetzt. Man nimmt so viele und so verschiedenartige Triebe an, als man eben braucht, einen Geltungs-, Nachahmungs-, Spiel-, Geselligkeitstrieb und viele dergleichen mehr. Man nimmt sie gleichsam auf, läßt jeden seine besondere Arbeit tun und entläßt sie dann wieder. Uns hat immer die Ahnung gerührt, daß hinter diesen vielen kleinen ausgeliehenen Trieben sich etwas Ernsthaftes und Gewaltiges verbirgt, dem wir uns vorsichtig annähern möchten. (Freud, 1933a/1991, S. 101f.)

Ich werde aus den genannten Gründen die Singularversion „Lebens-“ und „Todestrieb“ verwenden. Einige Ausnahmen können sich an Stellen ergeben, an denen ich eine Nähe zum Originaltext für wichtiger als mein selbst auferlegtes Gebot halte.

Es handelt sich bei der Ausarbeitung der fünf Aspekte des Todestrieb um eine von mir geschaffene Differenzierung innerhalb von Freuds Todestriebtheorie. Dies macht sich darin bemerkbar, dass ich bei der Ausarbeitung der einzelnen Aspekte an vielen Stellen nicht ohne den Vor- oder Rückgriff auf andere Aspekte auskomme. In diesem Sinne möchte ich noch einmal betonen, dass alle fünf Aspekte gemeinsam die Wirkungsweise und den Charakter des von Freud formulierten Todestrieb ausmachen und keiner der Aspekte diesen alleine charakterisieren kann. Die nachfolgenden Ausführungen basieren auf meiner ausführlichen Auseinandersetzung mit Freuds Ausführungen zum Todestrieb sowie der sich darauf beziehenden Sekundärliteratur. Die nachfolgenden fünf Aspekte stellen eine Zusammenfassung dessen dar, was sich mir als zu einer Charakterisierung von Freuds Todestriebkonzept zugehörig aufgedrängt hat.

zustande kommen kann (ebd., S. 285). Die Vorgänge und Wege, auf denen der Todestrieb ins Über-Ich gelangt, führe ich später noch genauer aus (vgl. Kapitel „Selbsterstörung und das strafende Ideal des Über-Ichs“).

Wiederholungszwang – Rückkehr in den anorganischen Zustand

Wie bereits erwähnt, leitet Freud seine Überlegungen in *Jenseits des Lustprinzips* (1920/1991) aus einer Analyse des Wiederholungszwangs ab. Er beobachtet Phänomene, die mit seiner damaligen Theorie der Funktionsweise des psychischen Apparats nicht erklärbar zu sein schienen: Die Intrusionen und sich wiederholenden unlustvollen Traumhalte der „traumatischen Neurosen“, die Übertragungsneigung in der psychoanalytischen Situation sowie die Eigenarten des Kinderspiels. Zusätzlich führt er einige damit in Einklang stehenden allgemeinen biologischen Prinzipien an, die er an Einzellern und mehrzelligen Wesen beschreibt. Freud erkennt im Wiederholungszwang einen beiden Triebarten zugrundeliegenden Mechanismus und eine der psychischen Funktionsweise zugrundeliegende Tendenz, frühere Zustände wiederherzustellen. Im Rahmen einer evolutionär-historischen Betrachtung der Entstehung von Leben kommt er zu dem Schluss, dass das Leblose vor dem Leben existierte. Der Todestrieb stellt in diesem Sinne eine Art Extremform des Prinzips des Wiederholungszwangs dar, wobei er anstrebt, den frühesten, den dem Beginn des Lebens vorausgehenden Zustand wiederherzustellen. Der Lebenstrieb ist ebenso regressiv und konservativ, auch er strebt danach, einen früheren Zustand wiederherzustellen (Freud, 1920/1991, S. 42; 1923/1991, S. 269). Sein Bestreben besteht dabei primär darin, den Auswirkungen der Umwelt standzuhalten, die ständig danach strebt, den Zustand des Individuums (auch in Richtung einer entropischen Auflösung)²¹ zu verändern, und den Zustand des Lebens zu erhalten. Weiterentwicklung und „Höherentwicklung“ sind dem Prinzip zufolge lediglich durch den Einfluss von außen möglich, die inneren Kräfte des psychischen Apparats sind streng regressiv und konservativ (Freud, 1920/1991, S. 39).

Freud zeigt sich allerdings unsicher, wie der Sexualtrieb, der im zweiten Triebdualismus mit dem Lebenstrieb gleichzusetzen ist (Freud, 1920/1991, S. 43), mit dem Postulat des Wiederholungszwangs zu vereinen ist (Freud, 1920/1991, S. 46). Es scheint tatsächlich schwierig zu argumentieren, warum beim Übergang vom Leblosen ins Lebende eine Triebkraft zurück zum Leblosen streben sollte und eine andere danach, den neu gewonnenen Zustand beizubehalten, wenn doch beide von ein und demselben Prinzip beherrscht werden. Freud schreibt in einer Zusammenfassung seiner Thesen aus *Jenseits des Lustprinzips* diesbezüglich: „Beide Triebe benehmen sich dabei im strengsten Sinne konservativ, indem sie die Wiederherstellung eines durch die Entstehung des Lebens gestörten Zustandes anstreben. Die Entstehung des Lebens wäre also die Ursache des Weiterlebens und gleichzeitig auch des Strebens nach dem Tode“ (Freud, 1923/1991, S.

²¹ Freud bringt seine Theorie an dieser Stelle nicht direkt in Zusammenhang mit dem Konzept der Entropie. Ich wage diese Kommentierung allerdings aufgrund des zuvor dargestellten Einflusses und Freuds Kenntnis von Helmholtz' Gesetzen zur Thermodynamik, zu dem ich in diesem Kontext eine große Verwandtschaft erkenne (vgl. auch die Ausführungen von Friston, 2010).

269). Hierbei bleibt jedoch nach wie vor ungeklärt, welchen Zustand der Lebenstrieb versucht wiederherzustellen.

Die Beantwortung dieser Frage berührt deutlich eine der grundlegenden Fragen der Metaphysik, der Frage nach der Entstehung des Lebens. Ich möchte der einschüchternden Wirkung, die dieser Umstand auf mich hat, an dieser Stelle dennoch nicht ganz nachgeben, da die Frage dadurch meines Erachtens eher an Brisanz gewinnt, als dass die Brisanz dadurch eingeschränkt würde – ich möchte also ein paar Gedankenanstöße versuchen.

Eine Möglichkeit der Lösung der Frage, welchen Zustand der Lebenstrieb genau versucht wiederherzustellen, könnte in der Formulierung zweier zusätzlicher Annahmen liegen: Die Annahme einer zeitlichen Abfolge und die Annahme, dass der Trieb in seiner Regression immer den Zustand anstrebt, während dem er entstand. Der Lebenstrieb würde demnach entstehen, sobald der Organismus in den Zustand des Lebens übergehen würde, und wäre von dort ab „motiviert“, diesen Zustand wiederherzustellen, bzw. aufrechtzuerhalten. Die Vorstellung, dass der Todestrieb allerdings diesen Annahmen zufolge bereits während des unlebendigen Zustands bestand, also *bevor* der Organismus in einen lebendigen Zustand übergang, würde das Konzept von der psychologischen Theorie entfernen, da es dem Todestrieb den Charakter einer „Kraft in der Welt“ statt einer „Kraft in der Psyche des (lebendigen) Menschen“ geben würde.²² Dieser Aspekt ließe sich allerdings eventuell dadurch entkräften, dass der Trieb gerade im Spannungszustand zwischen Biologischem und Psychischem zu verorten ist. Es ist also denkbar, dass sich rein biologische, prä-psychische Wirkungsweisen eines Triebs theoretisch modellieren ließen.²³ Zusätzlich bliebe allerdings immer noch offen, was die Materie dazu „motiviert“²⁴, sich überhaupt erst zu einem größeren Organismus zusammenzuschließen, sodass menschliches Leben entstehen kann. Wie noch ausführlicher diskutiert werden wird, erkennt Freud im Lebenstrieb die „Motivation“ immer größere (organisierte) Einheiten

²² In *Die endliche und unendliche Analyse* bemerkt Freud (1937/1991, S. 91) in einer Abgrenzung zur sonst aus seiner Sicht sehr nahen vorsokratischen Theorie von Empedokles, dass er die Todestriebtheorie eben nicht als kosmische Fantasie sieht, sondern als eine Theorie, die potentiell empirische (biologische) „Geltung“ erhalten könnte. Empedokles geht davon aus, dass es zwei Prinzipien des Geschehens gibt, die im ewigen Kampf miteinander liegen und im seelischen sowie im weltlichen Leben vorherrschen: Liebe (*φιλία*) und Streit (*νεῖκος*). Das erste Prinzip, die Liebe, strebt danach die Dinge zu vereinen und immer größere Einheiten herzustellen, während das zweite, der Hass, danach strebt, Vereinigungen aufzulösen und die durch sie entstandenen Gebilde zu zerstören (vgl. Freud, 1927/1991, S. 92). Auf die entsprechenden Eigenschaften des Lebens- und des Todestriebs werde ich vor allem in den letzten beiden Aspekten dieses Kapitels noch genauer eingehen.

²³ Mir erscheint es intuitiv eher zugänglich, dass Prozesse, die an der Grenze zwischen unbelebtem und belebtem Zustand stattfinden, biologischer als psychischer Natur sind. Für mich ist der Schritt von unbelebten chemischen Prozessen zu belebten biologischen Prozessen intuitiv näher, als der von unbelebten chemischen Prozessen zu belebten psychischen, ohne den Zwischenschritt der Biologie.

²⁴ „Motivation“ sollte hier nicht in Bezug auf einen möglichen Anklang des Wortes in Richtung eines „bewussten“ oder „kognitiven Vorgangs“ verstanden werden. Das scheint mir hinsichtlich der Beschreibung von Triebregungen nicht angebracht. Ich verwende den Begriff vielmehr in Ermangelung eines anderen und aufgrund der Vorteile, die die Verwendung eines gemeinsameren Vokabulars für die Interaktion zwischen Psychoanalyse und Psychologie haben könnte. „Motivation“ soll hier also vielmehr salopp gesagt für *all* das stehen, was eine Entität dazu bewegt etwas (nicht) zu tun.

zu bilden und so dem Zerfall entgegenzuwirken (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 280). Ein gleichzeitiges Entstehen des Lebenstrieb mit der Entstehung des Lebens würde die Frage aufwerfen, welche Kraft den Zusammenschluss der Materie begünstigte, zumal die teilende Kraft des Todestriebs schon vorherrschen würde. Freud weicht dieser Überlegung aus und meint, „die Frage nach der Herkunft des Lebens bliebe eine kosmologische“ (Freud, 1923/1991, S. 269). In dem Punkt, wie der Wiederholungszwang mit dem Lebenstrieb zu vereinen ist, bleibt die Frage jedoch von theoretischem Interesse. Für eine endgültige Klärung dieses und weiterer Probleme des Wiederholungszwangs merken Laplanche und Pontalis (2016, S. 299) allerdings an, dass dem zuvor eine genauere Klärung der Begriffe und Konzepte der *Lust*, *Konstanz*, *Bindung* und *Spannungsverminderung auf Null* notwendig wäre. Auch in der vorliegenden Arbeit werden diese Begriffe an einigen Stellen noch in die Überlegungen miteinfließen.

Ich möchte an dieser Stelle festhalten, dass der Wiederholungszwang im Todestrieb den Anschein erwecken könnte, dass der Todestrieb *aktiv* ein Ziel verfolgt: Die Rückführung der lebenden Materie in ihren anorganischen leblosen Zustand. Nach allem bisher gesagten erscheint diese Schlussfolgerung durchaus sinnvoll, ich möchte allerdings zur Geduld ermutigen, da einige später erläuterten Aspekte des Todestriebs möglicherweise eine treffendere Sicht auf die Qualität dieser Rückführung nahelegen werden.

Selbsterstörung und das strafende Ideal des Über-Ichs

Der Weg des Todestriebs ist folgendermaßen nachzuzeichnen: Zunächst wirkt der Todestrieb selbstzerstörend, er arbeitet im Inneren des Menschen auf die Rückkehr des Organismus zum anorganischen Zustand, zum Tod hin (Freud, 1920/1991, S. 68). In vielzelligen Lebewesen trifft er dort auf die Libido, die Energie des Lebenstrieb, die bemüht ist, die destruktive Kraft des Todestriebs unschädlich zu machen. Der Lebenstrieb bindet nun den Todestrieb an sich und nutzt die zerstörerische Kraft des Todestriebs in seinem Dienst – zur Vernichtung von Äußerem, das ihm auf dem Weg seines Ziels, der Erhaltung des Lebens, im Weg steht (Freud, 1924a/1991, S. 376). Die nach außen gewendete Kraft des Todestriebs in Form der Aggression verringert zwar die Gefahr der Selbstdestruktion, sie steht aber auch anderen Zielen des Lebenstrieb im Weg wie beispielsweise der sexuellen Vereinigung mit anderen äußeren Objekten.²⁵ Zudem wird das Individuum durch die dynamischen Aspekte der Kultur mitbeeinflusst, die im Dienst der Ermöglichung eines Zusammenlebens die nach außen gewendete Aggression eindämmen (Freud, 1930/1991, S. 481). In diesem Sinne steht der Aggression

²⁵ Hierbei ist zu beachten, dass ein bestimmtes Maß an Aggression Freud zufolge für sexuelle Aktivitäten notwendig ist (vgl. Freud, 1938/1991, S. 71). Es geht hier um eine (feine) Verlagerung der Mischverhältnisse des Lebens- und des Todestriebs. Die Auslebung aggressiver Neigungen nach außen wird also nicht komplett verhindert, sie wird nur insoweit reduziert, dass der Lebenstrieb im Sinne seiner verbindende Tendenz wirken kann, und die äußeren Objekte nicht im Sinne der trennenden Tendenz des Todestriebs auf Distanz gehalten werden (vgl. Freud, 1938/1991, S. 71). Die Dualität zwischen (Ver-)Bindung und Trennung und deren Bezug zu Lebens- und Todestrieb wird im letzten Aspekt der „Trennung, Spaltung, Zersetzung und (Nicht-)Existenz“ noch näher behandelt werden.

ein Verbot entgegen, das sich im Über-Ich etabliert. Das Über-Ich besteht aus einer Identifikation mit diesem (aggressiv auftretenden) Verbot²⁶ und der verbotenden Kraft. Über die Bildung des Über-Ichs wird ein Teil der nach außen gewendeten destruktiven Kraft des Todestriebs reinternalisiert, von wo aus sie wieder ihrem ursprünglichem Ziel, der Selbsterstörung, nachkommen kann (ebd., S. 482ff.).

Freud zufolge existiert die Kultur, um ein Zusammenleben von menschlichen Individuen zu ermöglichen (Freud, 1930/1991, S. 481). Die Voraussetzungen für dieses Zusammenleben sieht Freud insofern als erschwert, da der Mensch, damit er selbst (über-)leben kann, zumindest einen Teil der Energie des Todestriebs über eine Vermischung mit dem Lebenstrieb nach außen trägt, wo er in Form der Aggression gegen äußere Objekte wirkt. Die Kultur ist also im weiteren Sinne ein Erzeugnis der vereinenden Tendenz des Lebenstrieb, die ein Zusammenleben in Familien, Stämmen und Völkern ermöglicht. Das Über-Ich, als ein Produkt der kulturell bestimmten Interaktionen, die wiederum die Entwicklung determinieren, stellt also eine Aggressionsbereitschaft gegen das Ich dar, um die aggressiven Tendenzen der Mischung aus Lebens- und Todestrieb für ein Zusammenleben weit genug in Schach zu halten.

Soweit erscheint das Über-Ich als funktionale Instanz in der kulturellen Existenz. Problematisch ist laut Freud dabei nur, dass sich die Möglichkeit, über das Über-Ich Aggression gegen das Ich auszuüben zu können, insofern leicht verselbstständigen kann, als dass in der strafenden Tendenz des Über-Ichs eine Befriedigung der zerstörerischen Tendenzen des Todestriebs liegt. Diese äußert sich im *Strafbedürfnis*, einer masochistisch-erotischen Bindung der selbsterstörerischen Tendenz des Todestriebs an das Über-Ich. Eine Sicherheit, dass ein Schuldgefühl also für die Ermöglichung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens notwendiges Moment ist, gibt es laut Freud daher nicht. Es besteht neben dieser Möglichkeit immer die „Gefahr“ der lustvoll masochistischen Schuld, mit der der psychische Apparat auf seine Selbsterstörung hinarbeitet. „Der Preis für den Kulturfortschritt“ wird also Freud zufolge „in der Glückseinbuße durch die Erhöhung des Schuldgefühls bezahlt“ (ebd., S. 494).²⁷

²⁶ Im freudschen Theorie-Bild ist das ursprüngliche Verbot das Nein-des-Vaters, also das Inzestverbot, das durch die „Kastrationsdrohung“ seine Macht erhält. „Kastration“ ist dabei als „Wegnehmen des Phallus“ zu verstehen, „Phallus“ kann abgekürzt mit Macht, Möglichkeit und Aktivität gleichgesetzt werden. Der „Vater“ ist (anschließend) das (kulturelle) Gesetz, das bei Verstößen gegen seine Regeln diese Kastration durchführt und dem Individuum seine Macht, Möglichkeiten und Aktivität eindämmt (vgl. Freud, 1925/1991).

²⁷ Die strafenden Tendenzen des Über-Ichs können sich in Extremform bis zur Melancholie steigern (Freud, 1923/1991, S. 283). Nimmt man an, dass im Zuge der Globalisierung von einem Zusammenwachsen und einer Annäherung einzelner Gruppen von Individuen zu einem größeren Ganzen gesprochen werden kann, so erscheint es interessant, dass Parallel zu diesem Prozess ein weltweiter Anstieg an Depressionen gemessen wurde (innerhalb von zehn Jahren um 18%; Robert-Koch-Institut, 2017; [ich hoffe man verzeiht mir den Rückgriff auf in dieser von der Beschäftigung mit konnotativen Theorien gefärbten Arbeit auf numerische Werte als Argumentationsstütze]). In Bezug auf Freuds Theorie könnte dies so erklärt werden, dass die aggressiven Neigungen gegenüber der Außenwelt für ein funktionierendes enges Zusammenleben bei Zunahme der Nähe in größerem Ausmaß introjiziert werden müssen. Dadurch kann die nun über das Über-Ich ausgelebte Aggression extreme Formen in Gestalt depressiver Störungen annehmen (symptomatisch bestehen große Ähnlichkeiten

Wie bereits erwähnt, kann sich der Todestrieb unter anderem in Form des Masochismus selbstzerstörerisch auswirken (Freud, 1924a/1991, S. 376). Freud vertrat im Laufe seiner Theorieentwicklung verschiedene Standpunkte hinsichtlich der Wirkrichtung von Masochismus und Sadismus. Zunächst sah er den Sadismus als das ursprüngliche Phänomen und den Masochismus als eine sekundäre Erscheinung in Form einer Wendung gegen die eigene Person (Freud, 1915b/1991, S. 220). Dies ändert sich mit der Formulierung seines zweiten Triebdualismus: Der (primäre) Masochismus ist der ursprüngliche Zustand, der entsprechend den Bestrebungen des Todestriebs selbstzerstörerisch wirkt (Freud, 1920/1991; S. 59). Der Sadismus ist der Anteil des Todestriebs, der im Dienst der Sexualfunktion (Lebenstrieb) nach außen gerichtet wurde und dort nach Bemächtigung im Sinne eines „Willen zur Macht“ strebt (Freud, 1924a/1991, S. 376). Hierbei ist allerdings zu beachten, dass der Masochismus wie der Sadismus eine Libidinisierung erfahren haben, also eine Mischung der beiden Triebarten darstellen. Der Masochismus ist derjenige Teil des Todestriebs, der nach der Verbindung mit dem Lebenstrieb nicht wie der Sadismus nach außen gewendet wurde, sondern „libidinös gebunden“ im Inneren geblieben ist (ebd.). Er stellt den sogenannten (primären) erogenen Masochismus dar, der selbstzerstörerische Energie des Todestriebs beinhaltet, die nun, da sie in gebundener Form vorliegt, nicht nach sofortiger Abfuhr drängt (hierzu folgen später noch ausführlichere Ausführungen). Da der Masochismus eine „Verbindung der nach innen gerichteten Destruktion mit der Sexualität“ (Freud, 1931/1991, S. 478) darstellt, sollte der Masochismus meiner Ansicht nach nicht als prototypische Erscheinung des Todestriebs gesehen werden. Obwohl an ihm die selbstzerstörerischen Tendenzen des Todestriebs gut erkennbar werden, sind masochistische Phänomene doch von sexuellen Momenten begleitet, die dem Lebenstrieb und nicht dem Todestrieb zuzuschreiben sind.

Ich halte hier wieder ähnlich wie nach dem letzten Abschnitt fest: Der Todestrieb strebt danach, das lebende Individuum insofern zu zerstören, als dass es in den anorganischen Zustand zurückkehrt. Phänomene der Selbstzerstörung, seien sie schuldhaften oder eines anderen Charakters (z. B. Suizid, Rauchen, oder selbstverletzendes Verhalten; vgl. Feldman, 2000), entlehnen Aspekte des Todestriebs und sind (innerhalb von Freuds zweitem Triebmodell) nicht ohne die Wirkungsweise des Todestriebs denkbar. Da die Selbstzerstörung verhilft, den Organismus wieder in den anorganischen Zustand zurückzuführen, wirkt die Selbstzerstörung durchaus auf eine mit den „Zielen“ des Todestriebs

zwischen Depression und Melancholie; vgl. Dilling, Mombour & Schmidt, 2015, S. 169 f.; Freud, 1915a/1991, S. 429).

Ich möchte diese Schlüsse mit Vorsicht ziehen und von voreiligen politischen Schlussfolgerungen und Ableitungen abraten. Vielmehr möchte ich auf die Erklärungs- und Reflexionsmöglichkeiten hinweisen, die anhand der Theorie möglich sein können. Geeignete Phänomene aus aktuellem Diskurs könnten beispielsweise die Dynamik xenophober Tendenzen sein sowie die Dynamik und psychische Ökonomie (über-)moralisierten Handelns. (Über-)moralisierte Tendenzen könnten dabei spekulativ im Dienste einer masochistischen Triebbefriedigung des als Folge der Globalisierung schwieriger nach außen wendbaren Todestriebs verstanden werden. Xenophobe Tendenzen könnten als eine überkompensatorische „Weigerung“ angesehen werden, die Aggressionen über Ver- und Gebote im Über-Ich wieder gegen die eigene Person zu wenden. Vielmehr wird dabei ein „Anderes“ aufrechterhalten bzw. etabliert, gegen das Aggressionen gerichtet werden (dürfen).

vereinbare Art und Weise. Wie sich allerdings noch zeigen wird, können aufgrund der ökonomischen Wirkungsweise der beiden Triebarten möglicherweise nicht alle Formen selbstzerstörerischer Phänomene alleinig auf die Wirkungsweise des Todestriebs zurückgeführt werden.

Aggression, Bemächtigung, Wille zur Macht

Aggression und Aggressionstrieb werden von einigen Autoren (vgl. Kernberg, 2009; Lussier, 1972; Salonen, 2006) in starkem Zusammenhang mit dem Todestrieb betrachtet. Kernberg (2009) scheint den Todestrieb beinahe mit dem Phänomen der Aggression gleichzusetzen: "It is quite evident that the two major controversies that have been raised by Freud [...] are his theory of libido or the sexual drive and his theory of the death drive, *representing*, respectively, the struggle between life as centered in erotic impulses, and *aggression*" (S. 1009, meine Kursivsetzung).²⁸ Vogt (2001) sieht den Grundstein der Tendenz, den Todestrieb mit Aggression gleichzusetzen, in Hartmann, Kris und Loewensteins (1949) Artikel *Notes on the theory of aggression*, in dem sie sich vorsichtig von Freuds Todestriebtheorie entfernen, wobei sie die dualistische Theorie insofern beibehalten, als der Lebenstrieb auf die Libido reduziert wird und der Todestrieb auf Aggression (Vogt, 2001, S. 884).²⁹ Wie sich am Beispiel Mahlers noch zeigen wird, ist die Gleichsetzung des Todestriebs mit dem Phänomen der Aggression seit dieser Verknüpfung eine weit verbreitete Ansicht in der (amerikanischen) Ich-Psychologie und in vielen von dieser beeinflussten Bereichen psychoanalytischer Theorie.³⁰

Die Verknüpfung der beiden Konzepte erscheint bei Freud allerdings uneindeutig und nicht widerspruchsfrei. Freud (1930/1991) bezeichnet den Aggressionstrieb als „Abkömmling und Hauptvertreter des Todestriebs“ (S. 481), betont aber gleichzeitig, dass Aggression gegenüber der Umwelt, wie im vorherigen Abschnitt bereits beschrieben, nur durch Mithilfe des Lebenstribs möglich ist:

²⁸ Hierbei ist, wie zuvor schon kurz erwähnt, allerdings zu beachten, dass sich Kernberg schon im Verständnis seines Triebbegriffs deutlich von dem Freuds unterscheidet. Kernberg (2004; 2009) betrachtet die Triebe als ein System, in dem die Affekte in übergeordnete Cluster integriert werden – in Form der Libido und der Aggression. „Triebe“ sind bei Kernberg (2001) demnach als „peak affect states“ zu verstehen. Trotz dieser theoretischen Unterschiede erscheint es interessant, dass der Todestrieb in direkter Assoziation mit dem Phänomen der Aggression zu stehen scheint.

²⁹ Ein treffendes Beispiel des anschließend noch ausgeführten Einflusses der amerikanischen Kultur auf die psychoanalytische Theorie (siehe Kapitel: „Die Emigration der Psychoanalyse in die USA mit der Vertreterin M. S. Mahler“): Der Todestrieb wird aktiv, ein „Macher“ und ein „Könner“ (wenn auch ein gefährlicher). Hier findet zudem eine Trivialisierung statt, die ebenso der amerikanischen Kultur im Sinne der Tendenz entsprechen könnte, Konzepte mit starkem Bezug auf ihre Anwendbarkeit aufzugreifen und auszurichten sowie eher einen unkomplizierten Zugang zu Themen zu wählen (vgl. Schüle, 2016, S. 46): Die Idee, dass sich der Lebenstrieb für das Phänomen der Aggression den Kräften des Todestriebs bedient und sie in seine Dienste stellt, wird hier aufgegeben (Sluneko, persönliche Kommunikation, 08. Mai 2019).

³⁰ May (2003) zufolge, war die deutschsprachige Psychoanalyse und Psychologie der Nachkriegszeit (bis über die sechziger Jahre hinaus) zu weiten Teilen durch die amerikanische Ich-Psychologie bestimmt.

Die Libido trifft in (vielzelligen) Lebewesen auf den dort herrschenden Todes- oder Destruktionstrieb, welcher dies Zellenwesen zersetzen und jeden einzelnen Elementarorganismus in den Zustand der anorganischen Stabilität (wenn diese auch nur relativ sein mag) überführen möchte. Sie hat die Aufgabe, diesen destruirenden Trieb unschädlich zu machen, und entledigt sich ihrer, indem sie ihn zum großen Teil und bald mit Hilfe eines besonderen Organsystems, der Muskulatur, nach außen ableitet, gegen die Objekte der Außenwelt richtet. Er heiße dann Destruktionstrieb, Bemächtigungstrieb, Wille zur Macht. (Freud, 1924a/1991, S. 376)

Wenn Freud von der Aggression als „Abkömmling und Hauptvertreter des Todestribs“ schreibt, verstehe ich das so, dass Aggression ein an vielen Stellen beobachtbares Phänomen ist, verhältnismäßig vielleicht das meistbeobachtbare, an dem der Todestrieb einen Anteil hat. Ich gebe allerdings doch zu bedenken, ob sich die Aggression als prototypisches Phänomen des Todestribs eignet, da eine grundlegende Eigenschaft, die der Aggression überhaupt erst zum Entstehen verhilft, die Mischung mit dem Lebenstrieb ist. Es stellt sich mir dadurch die Frage, inwieweit sich das Phänomen der Aggression eignet, um das Wesen des Todestribs greifbar zu bekommen. Freud selbst sieht den Teil des Todestribs, der sich in Form der Aggression gegen die Außenwelt wendet, als „in den Dienst des Eros gezwängt“ (Freud, 1930/1991, S. 478). Andere, also äußere Objekte, anstatt sich selbst zu vernichten, versteht er als lebenserhaltendes Phänomen, was den Bestrebungen des Todestribs diametral entgegensteht. Der „Wille zur Macht“ und die Tendenz, sich anderen Lebens zu bemächtigen, sind demnach Phänomene, bei denen der Lebenstrieb sich der Kräfte und der zerstörerischen Tendenzen des Todestribs bedient, um damit seine Ziele, die Erhaltung des Lebens, durchzusetzen. Aggression mag also folglich insofern der „Hauptvertreter des Todestribs“ sein, als dass sie das Phänomen ausmacht, an dem die zerstörerische und beendende Wirkung des Todestribs am häufigsten und drastisch erfahrbar wird. Für eine Beschreibung des Charakters des Todestribs halte ich die Aggression jedoch nur minder geeignet, da sie die Wirkungsweise des Todestribs im Dienst des und in Vermischung mit dem Lebenstrieb zeigt, weshalb der Einfluss des Lebenstrieb in der Art und Weise der Ausformung des Phänomens der Aggression nicht außer Acht gelassen werden sollte.

Um mir einen kurzen Exkurs zu erlauben: In der Selbsterhaltungstendenz, zu der ich den „Willen zur Macht“ und die Bemächtigung zähle, sehe ich zu einem gewissen Maße narzisstische Anteile. Nehmen wir Freuds Aussage, „das Ziel alles Lebens ist der Tod“ (Freud, 1920/1991, S. 40) und seine Folgerung, dass aus dieser Perspektive „die theoretische Bedeutung der Selbsterhaltungs-, Macht- und Geltungstribe [ein]schrumpft“ (ebd., S. 41). Die Lebenstrieb sind demnach „dazu bestimmt, den *eigenen* Todesweg des Organismus zu sichern und *andere Möglichkeiten* der Rückkehr zum Anorganischen als die immanenten fernzuhalten“ (ebd., S. 41, meine Kursivsetzung). Ich interpretiere dieses Zitat dahingehend, dass sich der Tod ohnehin einstellen wird – der Todestrieb also

immer gewinnt. Trotz alledem bemüht sich der Lebenstrieb gegen ihn anzukommen, also „den eigenen Todesweg“ auf eine bestimmte Art und Weise zu gestalten.³¹ Die „Motivation“, Energie entgegen den sich – aus der „Perspektive“ des Lebenstriebes – ohne eigenes Zutun von selbst einstellenden Tod aufzuwenden, scheint mir demnach (unter anderem) daraus bestimmt zu sein, soweit als möglich das Selbstbild aufrechtzuerhalten, grandios und (all)mächtig zu sein und selbst zu bestimmen, wann dieser (unausweichliche) Tod eintritt. Das Individuum (dessen Bewusstsein sich aus der Energie des Lebenstriebes speist, vgl. Freud, 1923/1991, S. 287) ist demnach bestrebt, zu beweisen, dass es selbst Einfluss und Macht hat und es sträubt sich dagegen, seine Handlungen als fremdbestimmt wahrzunehmen. Die Kausalität dieses Phänomens bleibt jedoch offen: Der Narzissmus kann dabei der Funktion eines Bedürfnisses zu leben zugrunde liegen, es könnte allerdings auch argumentiert werden, dass jegliches Bedürfnis zu leben aus dem narzisstischen Bedürfnis nach Grandiosität und (All)macht entsteht. Als weiteres Argument einer narzisstischen Grundlage der Selbst-/Lebenserhaltung kommt selbstverständlich noch hinzu, dass für die Vernichtung anderer zum Zweck der Selbsterhaltung eine libidinöse Besetzung dieses Ichs notwendig erscheint. Zu einem gewissen Maß erscheint eine Selbstliebe Voraussetzung für die aggressive Lebenserhaltung.

Ruhe und Frieden – Nirwanaprinzip

Das Nirwanaprinzip beschreibt im Allgemeinen die Tendenz des psychischen Apparats, jede Erregungsquantität auf Null zurückzuführen oder wenigstens zu verringern (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 333). Es ist dabei (so zumindest in *Jenseits des Lustprinzips* formuliert) mit dem, dem ökonomischen Prinzip implizit zugrundeliegenden, Konstanzprinzip gleichzusetzen (ebd., S. 261). Die zusätzliche Konnotation des „Nirwanas“ verwendet Freud in Bezug auf den Todestrieb, der eng mit diesem Prinzip verknüpft ist und dessen Wirkungsweise beschreibt (Freud, 1924a/1991, S. 373), und macht durch diese Anleihe in der buddhistischen und Schopenhauerschen Theorie dessen endgültiges Ziel der Spannungslosigkeit des Todes deutlich (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 333). Der Todestrieb strebt dem Nirwanaprinzip zufolge nach der totalen Abfuhr von Energie (ebd., S. 472).

Aufgrund der Konnotationen, die die Begriffe des „Lebens“ und des „Todes“ mit sich bringen, erscheint der Lebenstrieb möglicherweise auf den ersten Blick freundlicher als der Todestrieb. So

³¹ Die hier aufgeführten Zitate lassen allerdings auch eine andere Interpretation zu: Der Organismus will durch die eigenen Kräfte (also denen des Todestriebes) sterben und sein Lebensziel (den Tod) nicht durch den Einfluss äußerer Kräfte erreichen. Auch in diesem Fall erkenne ich allerdings insofern auch „narzisstische“ Tendenzen, als der Organismus auch hier *selbst fähig* sein will, seinen eigenen Tod herbeizuführen und sich dagegen zu wehren scheint, andere Kräfte als dominierend anzuerkennen. Der Unterschied zu meiner im Text vorgeschlagenen Interpretation liegt dabei lediglich darin, dass in der Interpretation im Text mehr auf die Gegenspieler Lebens- gegen Todestrieb fokussiert wird und in der hier genannten mehr auf die Gegenspieler des gesamten Individuums, inklusive Lebens- und Todestrieb gegen den Einfluss äußerer Objekte. Der Vorteil meiner Interpretation lässt sich nur durch einen großen Vorgriff auf andere Inhalte dieser Arbeit erklären: Wie sich im Verlauf der Arbeit an verschiedenen Stellen zeigen wird, können narzisstische Phänomene in engem Kontakt zu den Tendenzen des Lebenstrieb gesehen werden (im Sinne des Narzissmus als libidinöse Ich-Besetzung und der Betrachtung des Ichs als Libidoreservoir), die den trennenden und auflösenden Bestrebungen des Todestriebes entgegenstehen.

einfach scheint die Aufteilung bei Freud allerdings nicht angedacht zu sein. Für den „Lärm des Lebens“ (Freud, 1923/1991, S. 275) macht Freud die Lebenstribe verantwortlich, sie sind diejenigen, die „neue Spannungen einführen“ (ebd.). Sofern man Lust als subjektive qualitative Komponente der Abfuhr quantitativer Energie und Unlust als diejenige der Steigerung von Energie sieht (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 297), steht der Lebenstrieb nur insofern im Dienst des Lustprinzips, als dass für Energieabfuhr zunächst Spannungsaufbau notwendig ist. Ohne die Bestrebungen des Todestribs würde der Lebenstrieb nur zur Kumulation von Energie in Form von Spannung führen, also Unlust erzeugen. Für die Erzeugung von Lust sind die Tendenzen des Todestribs notwendig.³²

Um an meinen letzten Exkurs anzuknüpfen, möchte ich an dieser Stelle kurz einen möglichen Zusammenhang des allgemeinen Lustempfindens und des Narzissmus andeuten: Wie zuvor dargestellt, entsteht Lust Freud, wenn Spannung abfällt (vgl. Laplanche & Pontalis, 2016, S. 297). Die Spannungsabfuhr ist im Sinne des Nirwanaprinzips die Tendenz des Todestribs. Man könnte nun annehmen, dass im toten Zustand, in dem der Todestrieb sein „Ziel“ erreicht, keine psychische „Arbeit“ mehr verrichtet werden kann, also keine Energiespannung mehr vorhanden ist. „Das Ziel des Lebens ist der Tod“ (Freud, 1920/1991, S. 40), die Spannungslosigkeit wird sich auf kurz oder lang ohnehin einstellen, der Todestrieb gewinnt immer. „Den eigenen Todesweg des Organismus“ (ebd., S. 41) und dessen Beschaffenheit bestimmt der Lebenstrieb. Der Mensch richtet seine Handlungen auf diesem Weg nach dem ökonomischen Prinzip nach der Maximierung von Lust und der Vermeidung von Unlust aus, der „eigene Todesweg“ wird durch dieses Prinzip determiniert. Lust entsteht demnach immer dann, wenn der Mensch ein klein wenig stirbt, wenn Spannung abfällt, man sich dem (endgültigen) spannungslosen Zustand (auch nur für den Moment) annähert, wenn sich der Todestrieb ein Stück weit durchsetzt. Nun bleibt dem Lebenstrieb allerdings durch die Möglichkeit, freie (nach sofortiger Abfuhr strebende) Energie zu binden und somit den Spannungsabfall zu verhindern bzw. hinauszuzögern und auf diese Art eben den „eigenen Todesweg“ zu bestimmen. Lust entsteht also dann, wenn der Lebenstrieb „erlaubt“, ein klein wenig zu sterben, wenn er die gebundene Energie freigibt (oder sich entscheidet, freie Energie gar nicht erst zu binden). Lust ist in diesem Licht also sterben dürfen, sich selbst erlauben zu sterben. Hier erscheint mir sehr deutlich ein kontrollierender Aspekt, womit der Kreis zum Narzissmus geschlossen wäre. Lust entsteht dann, wenn ich will, dass ich sterbe, weil ich mich im Sinne meiner phantasierten Allmacht dazu entscheide.

Zum Charakter des Strebens nach absoluter Abfuhr jeglicher Energie passt auch Rechartd und Ikonens (1993) Lesart, die dafür plädieren, den Todestrieb nicht wie beispielsweise von Kernberg (2009) vorgeschlagen, vornehmlich in der Form des Aggressionstribs zu betrachten, sondern vielmehr die Position vertreten, dass im Todestrieb ein konstantes und unnachgiebiges aktives Streben

³² Meine Argumentation fußt hier zu einem empfindlichen Maß auf der Verknüpfung der Zu- und Abnahme von quantitativer Energie und der qualitativen Lusterscheinung. Freud selbst wird sich dieser direkten Verknüpfung im Zuge seiner Arbeit zunehmend unsicher, bleibt aber dabei, dass das Lustempfinden „offenbar mit diesem Moment viel zu tun“ hat (Freud, 1924a/1991, S. 372).

in Richtung eines Zustands des Friedens gesehen werden sollte. Sie sehen dabei den Tod als extreme Form von Frieden und die Zerstörung, die den Menschen zum Tod hinführt, im Dienst des Erreichens dieses friedlichen Zustands. Der friedliche Zustand („state of peace“, S. 84) beinhaltet dabei die Elimination all dessen, was als störend („disturbing“, ebd.) wahrgenommen wird, was wiederum in Einklang mit dem Nirwanaprinzip steht, wonach die die Unlust erzeugende Spannung abgeführt wird. Aggression und Destruktion stehen demnach im Dienst der Elimination von Störungen auf dem Weg zum absoluten Frieden. Die Störungen entstehen dabei aus dem Lebenstrieb und dessen Bestrebung, neue energetische (libidinöse) Spannungen einzuführen.

Das Ziel des Todestrieb kann Rechartd und Ikonen (1993) zufolge nur in negativer Form beschrieben werden: Das Ziel ist ein Stadium der Abwesenheit von Störungen, frei von energetischer Spannung. Dies passt wiederum zur Lesart von Lellau (2018), für den der Todestrieb im Gegensatz zum Lebenstrieb „für das Bedürfnis nach unbegrenzter Ruhe“ steht (S. 178; vgl. Freud, 1930/1991, S. 437; 1923/1991, S. 289). Der Todestrieb ist in diesem Sinne stumm, er kennt, anders als der Lebenstrieb, kein Objekt, an dem er Befriedigung³³ erreichen könnte. Er will nichts, „er entzieht sich jeder Form der Auseinandersetzung, er braucht nichts, er muss um nichts kämpfen oder sich bemühen“ (Lellau, 2018, S. 178).

Wie im vorherigen Abschnitt zu Aggression, Bemächtigung und Wille zur Macht beschrieben wurde, wird die moralisch gebietende Kraft des Über-Ichs aus dem Todestrieb gespeist. Insofern, als das Über-Ich mit seinen Ge- und Verboten das Ich an der Ausführung aggressiver und feindseliger Handlungen gegenüber der Außenwelt hindert, sorgt der Todestrieb auch auf zwischenmenschlicher Ebene, bzw. allgemeiner, auf Ebene der Interaktion mit der Außenwelt, für einen (maximal) friedlichen Zustand (vgl. Rechartd & Ikonen, 1993).

Es zeichnet sich bereits deutlicher ab, wie der Todestrieb sein „Ziel“, die Wiederherstellung des anorganischen Zustands, erreicht. Es ist kein aktives Bestreben, kein Begehren (vgl. Lellau, 2018). Vielmehr zeichnet es sich dadurch aus, dass er eben *nichts* tut. Die absolute Passivität setzt den entropischen Kräften nichts entgegen, sie bindet die Energie nicht, sie lässt sie abfließen, am besten so lange, bis keine Spannung mehr vorhanden ist. Der anorganische Zustand ist insofern stabil, als dass keine Spannung mehr vorliegt (Freud, 1924a/1991, S. 376), es ist jener Zustand, der sich einstellt, wenn man sich gegen nichts wehrt, wenn man nichts zusammenhält, wenn man die Entropie walten lässt.

Trennung, Spaltung, Zersetzung und (Nicht-)Existenz

Der Aspekt, mit dem ich mich in diesem Abschnitt näher beschäftigen möchte, bezieht sich maßgeblich auf folgendes Zitat: „Das Ziel des ersten [des Lebenstrieb] ist, immer grössere Einheiten

³³ Schön in diesem Kontext: *Befriedigung*.

herzustellen und so zu erhalten, also Bindung, das Ziel des anderen [des Todestriebs] im Gegenteil, Zusammenhänge aufzulösen und so die Dinge zu zerstören“ (Freud, 1938/1991, S.71, [meine Anmerkungen]).

Auf zwischenmenschlicher Ebene strebt die bindende Funktion des Lebenstribs danach, „das Organische zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen“ (Freud, 1920/1991, S. 45). Wie bereits erwähnt, besteht für Freud eine enge Beziehung zwischen Lebenstrieb und Sexualtrieb (ebd., S. 43), wobei Ziel des Sexualtriebs auf Zellebene „die Verschmelzung zweier in bestimmter Weise differenzierter Keimzellen“ ist (ebd., S. 46), auf zwischenmenschlicher die Verbindung zweier Organismen in der Kopulation. Durch die Zusammenführung mehrerer Zellen zu einem Organismus neutralisiert der Lebenstrieb den Todestrieb der einzelnen Zelle, da selbst, wenn diese stirbt, noch weitere Zellen den Organismus als lebend erhalten (Freud, 1923/1991, S. 269).

Innerpsychisch wirkt der Lebenstrieb, indem er die dort vorhandene Energie bindet, also mit Helmholtz zweitem thermodynamischen Satz gesprochen, von „Entropie befreit“. Gebundene Energie lese ich dabei in Anlehnung an Breuer, Helmholtz und Thomson als ein Äquivalent zu einem energetischen Zustand, der ein möglichst hohes Maß an Ordnung aufweist (im Sinne einer niedrigen Entropie), mit der Möglichkeit, diese in andere Arbeitsformen umzuwandeln (Lieb & Yngvason, 1999).³⁴ Der Todestrieb wirkt dabei, wie bereits erwähnt, auf die sofortige Spannungsabfuhr hin, also nicht nach einer Erhaltung der Energie in gebundener Form. In diesem Sinne sehe ich den Todestrieb als eine Kraft, die ähnlich wie das Konzept der Entropie permanent danach strebt, einen Zustand geringerer Energie herbeizuführen, an dem keine Spannungen anliegen. Dieser Zustand weist somit eine gewisse Stabilität auf, da im System keine Energiespannungen vorhanden sind, die eine Veränderung bewirken könnten. Dem Prinzip der Entropie entsprechend, setzen sich Teilchen nicht von allein, also ohne Energieaufwand, zu größeren Makrostrukturen mit bestimmter Symmetrie oder Ordnung zusammen. Das Prinzip besagt eher, dass sich geordnete Strukturen auflösen und zu einer weniger geordneten Form streben (Lieb & Yngvason, 1999).

Bei näherer Betrachtung scheint der Aspekt der Trennung eine gewisse Verwandtschaft zum Nirwanaprinzip zu haben.³⁵ Gemäß dem Nirwanaprinzip strebt der Todestrieb nach der Verringerung und Abfuhr von Spannung. Laplanche und Pontalis (2016) definieren gebundene Energie in Bezug auf Freud als diejenige Form der Energie, die vorliegt, „soweit ihr Streben nach Abfuhr aufgehalten und kontrolliert wird“ (S. 131). Demzufolge müsste Energie, damit sie abgeführt werden kann, wieder in freie Energie überführt werden. Diesen der Bindung entgegenläufigen Vorgang erkenne ich als eine

³⁴ Freud bezieht sich mit seinem Energiemodell auf Helmholtz und Breuer, der sich wiederum auf Thomson bezieht. Dabei ist das Konzept der gebundenen Energie dem Prinzip statischer Energie bei Thomson nachempfunden, freie Energie jenem der kinetischen Energie (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 131).

³⁵ Diese Verwandtschaft besteht vor allem, wenn man die technische, ökonomische Wirkungsweise des Nirwanaprinzips in den Vordergrund stellt. Betont man die Anleihe am (buddhistischen) Nirwana-Begriff, kann in der Rückkehr zum Tod auch eine verbindende, Einheit herstellende Tendenz gesehen werden.

Form der Trennung, auch wenn es schwierig zu erkennen scheint, woran genau die Energie Freud zufolge gebunden ist und wovon genau sie wieder getrennt würde, zumal es sich beim Konzept der psychischen Energie um eine strikt quantitative Entität handelt (vgl. Freud, 1920/1991, S. 30). Die Frage könnte dabei auf das helmholtzsche Energiekonzept ausgeweitet werden, an die sich die freudschen Konzepte der gebundenen (im Sinne von z. B. Lageenergie oder Spannenergie) oder der freien Energie (im Sinne von „frei beweglich“ also kinetischer Energie) anlehnen (ebd., S. 133). Ich betrachte dies allerdings als einen Punkt, an dem die Anleihe der konnotativen Theorie Freuds bei der (tendenziell) denotativen von Helmholtz nicht überstrapaziert werden sollte. Für Freud mag das (metaphorische) Bild reichen, dass eine *Bindung aufgetrennt* wird.

Freud zufolge besteht das Ich aus einem Niederschlag der aufgegebenen Objektbeziehungen (Freud, 1923/1991, S. 257). Dabei wirken Mechanismen ähnlich jenen, die er in *Trauer und Melancholie* beschreibt. Bei diesem Vorgang wird nach einem Objektverlust die Besetzung, die vorher auf das (verlorene) Objekt bezogen war, ins Ich zurückgezogen und ein Teil des Ichs zu dem, was vorher mit dem Objekt assoziiert war (Freud, 1915a/1991). Freud verallgemeinert diesen Mechanismus später und nimmt an, dass das Ich sich aus Identifizierungen mit nicht in dem Maße erhaltenen Objekten, wie es vom Individuum gewünscht worden wäre, oder aber mit verlorenen Objekten bildet. Die Bildung des Ichs³⁶ ist an die Verarbeitung des Verlusts von Objektbeziehungen geknüpft (Freud, 1923/1991, S. 256). Eine trennende, entzweiende (zwei-machende) Tendenz ist also für die Bildung des Ichs unabdingbar. Diese Tendenzen können dabei aus den eigenen Triebregungen oder aber aus jenen der Objekte erwachsen, wichtig ist nur, dass Beziehungen *auch* durch Trennung zerstört werden.

Hier tut sich ein interessantes Spannungsfeld auf: Einerseits strebt der Todestrieb danach, das vom Lebenstrieb zusammengesetzte und -gehaltene Gebilde zu zerstören und in den anorganischen Zustand zurückzusetzen. Er strebt danach, die einzelnen Verbindungen aufzulösen und einen Zustand herzustellen, in dem keine Spannung mehr vorliegt und keine psychische Arbeit mehr geleistet werden kann. Mit dem Tod endet auch die Existenz des Ich-Gebildes, das der Lebenstrieb zusammenhält, das Ich-Gebilde hört auf zu existieren. Die trennende Tendenz des Todestriebs bewirkt aber gleichzeitig, wie im letzten Absatz beschrieben, dass sich überhaupt erst ein Gebilde vom Rest

³⁶ Das *Ich* stellt als psychische Instanz den Bereich des Psychischen dar, in dem sich die bewussten Inhalte abspielen. Es ist also Sitz des Bewusstseins, der Wahrnehmung und der Vorstellungen. Es ist zudem für die Vermittlung der Ansprüche des Es (dem Triebpol des psychischen Apparates), des Über-Ichs und der äußeren Welt verantwortlich (Freud, 1923/1991; Laplanche & Pontalis, 2016). Das Ich-Gefühl, also das subjektive Empfinden der eigenen Person und die damit verbundenen Vorstellungen der eigenen Person und Persönlichkeit, ist folglich nicht mit dem Begriff des Ich gleichzusetzen, es besteht aber meines Erachtens zumindest insofern ein enger Zusammenhang, als dass bewusste Vorgänge mit dem Ich assoziiert sind, zu denen die Selbst-, bzw. Ich-Wahrnehmung, sowie die Wahrnehmung als Individuum zählt. Die Persönlichkeit ist mehr als das Ich, sie enthält ebenso Charakteristika des Es und des Über-Ich. Zumindest in Bezug auf das Über-Ich entkräftigt dies die vorausgehende Argumentation allerdings nicht, da dieses, wie aufgezeigt, ebenso mittels einer Identifikation gebildet wird, die einem Verlust, also einer Trennung folgt.

abheben kann, dass überhaupt erst ein abgegrenztes, umschreibbares Ich entsteht. Wäre der Lebenstrieb die einzig herrschende Kraft, gäbe es nur die Tendenz der Verschmelzung, der Annäherung und des Einsseins und damit kein von den Objekten getrenntes Subjekt. Der Todestrieb verhilft also dadurch, dass er mit der Verlagerung nach außen unter den Dienst des Lebenstrieb gestellt wurde, wodurch die trennenden Tendenzen in zwischenmenschlichen Beziehungen gegen die Objekte angewendet werden können, der Entstehung eines Gebildes, deren Auflösung er nun selbst wieder herbeiführt.

An Einstein schreibt Freud (1933c/1991): „Sie sehen, das ist eigentlich nur die theoretische Verklärung des weltbekannten Gegensatzes von Lieben und Hassen, der vielleicht zu der Polarität von Anziehung und Abstoßung eine Urbeziehung unterhält“ (S. 20). Dieses Zitat kann einen Hinweis darauf geben, wie sich die beiden Triebarten auf sozialer, zwischenmenschlicher Ebene auswirken, wie sie sich über die Affekte und Vorstellungen in die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen einbringen, die uns im Zuge der Entwicklung die kulturellen Eigenschaften einschreiben, die wiederum die Qualität unserer Psyche ausmachen. Ich möchte im Folgenden den Stellenwert und die genaueren Funktionsweisen der Einwirkungen des trennenden Phänomens des Todestriebs und des vereinigenden des Lebenstrieb tiefer anhand der Entwicklungstheorie von M. S. Mahler aufzeigen. Ich stelle mich dabei zwei schwerwiegenden, grundsätzlichen Problemen: Erstens treten beide Triebarten „selten – vielleicht niemals – voneinander isoliert“ (Freud, 1930/1991, S. 478) auf, was ihr Erkennen in empirischen Phänomenen stark erschwert. Zweitens arbeitet „der Todestrieb stumm im Inneren des Lebewesens“ (ebd.), das Bewusstsein im Ich erhält seine Energie aus dem Lebenstrieb (Freud, 1923/1991, S. 287) und der Todestrieb wirkt ohne für uns *direkt* vernehmbare Laute aus dem Es und dem Über-Ich (ebd., S. 275).

Ruhe, Trennung, (Nicht-)Existenz? – Eine Untersuchung mit M. S. Mahlers Entwicklungstheorie

Bevor ich nun dazu übergehe, die Wirkungsweise der beiden freudschen Triebarten anhand der Entwicklungstheorie von M. Mahler in der frühen Entwicklung anschaulich zu machen, möchte ich mir den Einschub erlauben, die Entwicklung, die die Psychoanalyse bis zu Mahlers Theorie geprägt hat, kurz zu umreißen. Ich halte dies für notwendig, um die Konnotationen und das kulturelle Feld, in dem die behandelte Theorie steht, greifbar zu bekommen und die damit in Zusammenhang stehenden Aspekte nicht zu vernachlässigen.

Die Emigration der Psychoanalyse in die USA mit der Vertreterin Margaret S. Mahler

Die Vertreibung der Psychoanalyse durch den Nationalsozialismus hatte in allen Ländern, in denen Psychoanalyse praktiziert wird, einen tiefgreifenden Effekt auf die jeweilige Geschichte und die

Art und Weise ihrer heutigen Gestalt. Die Mitglieder der psychoanalytischen Gemeinschaft flohen aus Wien, Berlin, Budapest und anderen Orten des damaligen „Deutschen Reichs“ in vielen Fällen nach London und New York, einige allerdings auch nach Palästina, Südafrika, Australien, Neuseeland oder Sri Lanka (Steiner, 2018). Zunächst wurde die Psychoanalyse allerdings vorrangig eine Angelegenheit des angelsächsischen Kulturraums (Schüle, 2016a). Die Institutionalisierung der Psychoanalyse hatte zu diesem Zeitpunkt gerade ihre Pionierphase abgeschlossen. Eine weitreichende akademische Annahme war ausgeblieben und so sah sich die Psychoanalyse gezwungen, den Fokus auf die Therapie zu legen, um sich eine Daseinsgrundlage zu sichern (Schüle, 2016b). Der Fokus auf die therapeutische Anwendung der Psychoanalyse ist allerdings ebenso im Kontext des Einflusses des angloamerikanischen Kulturraums zu betrachten. Aus europäischer Sicht konnte als „typisch amerikanisch“ gelten, eher einen unkomplizierten Zugang zu Themen zu wählen, der durch einen Fokus auf Praktikabilität und die Möglichkeit charakterisiert ist, schnell auf neue Angebote zu reagieren und diese zu nutzen, bzw. im anderen Fall wieder fallen zu lassen (Gorer, 1962; Schüle, 2016a; Sirjamaki, 1947). Die amerikanische Wissenschaftskultur war – allgemein formuliert – weniger am Konservieren vorhandener Modelle, sondern eher am Aufgreifen und Nutzen von Angeboten orientiert (Schüle, 2016b). Mit der Migration in die USA wurde die Bedeutung des Triebgeschehens reduziert, Ebenen der Psyche stärker betont, die einigen Zügen der amerikanischen Kultur näherkamen, und gesellschaftliche Bedingungen und Beziehungsdefizite als Konfliktursachen in Betracht gezogen (Schüle, 2016a, 2016b). Freuds pessimistische Weltsicht wurde im Zuge dessen durch eine deutlich optimistischere ersetzt, die die psychische Entwicklungsfähigkeit und die Fähigkeiten einer aktiven Auseinandersetzung mit Problemen hervorhob (Schüle, 2016b).

Nach dem zweiten Weltkrieg erreichte die Psychoanalyse in den USA den Gipfel ihrer Popularität (Jenness, 2017). Die amerikanische Psychiatrie wurde von der Psychoanalyse dominiert und die breite Öffentlichkeit war von ihr fasziniert (Hale, 1995). Dafür mitverantwortlich war das Bild, das sich von Freud etabliert hatte. Freud wurde als Prototyp des „American Dream“ betrachtet, der, obwohl ihm Hindernisse durch das österreichische akademische Etablissement entgegengestellt worden waren, aufgrund seiner (so betrachteten) Charakterstärken große Leistungen vollbracht hatte (Jenness, 2017). Die *Ich-Psychologie* wird oftmals als amerikanische Variante der Psychoanalyse gesehen (Schüle, 2016b). Mit Anna Freuds (1936/1966) *Das Ich und seine Abwehrmechanismen* und Heinz Hartmanns (1939) *Ich-Psychologie und Anpassungsproblem* wurde der Fokus auf die (aus Sicht der Ich-Psychologie) zuvor vernachlässigten Funktionsweisen des Ichs gelegt (Wallerstein, 2002). Hartmanns Ziel war es unter anderem, eine Psychoanalyse zu fördern, die den Ansprüchen einer allgemeinen Psychologie gerecht würde, also in der Lage ist, allgemeine und nicht vornehmlich pathologische psychologische Prinzipien und Mechanismen zu beschreiben (Hale, 1995; Klein,

1983).³⁷ Dieses Ziel teilte Hartmann mit VertreterInnen der Ich-Psychologie, die sich der Kinderbeobachtung widmeten – Spitz, Mahler, Kris und Benjamin. Während Anna Freud (1953) Aggression noch als angeborenen Trieb betrachtete, der sich von selbst als Antwort auf die Umwelt, aber nicht als deren Produkt präsentiert, wird die Position gegenüber dem Todestriebkonzept im Zuge der Entwicklung der Ich-Psychologie zunehmend uneindeutiger (Klein, 1983). Die Texte von Hartmann, Kris (Hartmann, Kris, & Loewensetin, 1949) und Spitz (1965/1974) scheinen in vielen Aspekten im Einklang mit Freuds Todestriebkonzept zu stehen, sie reduzieren, wie zuvor bereits erwähnt, allerdings den Todestrieb auf das Phänomen der Aggression. Andere TheoretikerInnen wie Jacobson (1964) lehnen das Konzept eher ab. Kernberg (1976; 2009) übernimmt das Todestriebkonzept zwar, modifiziert es allerdings wie zuvor bereits dargelegt, sodass hier einige Unterschiede zu Freuds ursprünglichem Konzept bestehen. Mahlers Position gegenüber dem Todestriebkonzept bleibt uneindeutig, da sie eine Bezugnahme auf das Konzept in ihren Texten vermeidet (Klein, 1983). Sie betrachtete ihre Theoriebildung im Allgemeinen allerdings in Einklang mit Freuds Ideen und verstand ihre Neuerungen als Erweiterungen der „traditionellen Theorie“ (Blum, 2004).

Der kulturelle, historische und biographische Hintergrund von Margaret S. Mahler

Mahler wurde 1897 in Sopron in Österreich-Ungarn geboren. Sie arbeitete als Kinderärztin, Psychoanalytikerin und Kinder-Analytikerin, emigrierte aufgrund der durch ihre jüdische Herkunft bedingten Verfolgung durch die Nationalsozialisten zunächst nach London und später nach New York, wo sie 1985 starb (Maxwell, 1986). Mahler wuchs in bürgerlichen Verhältnissen und einer schwierigen Beziehung zu ihrer wohl abweisenden Mutter (Stepanski, 1988) auf und kam durch eine Begegnung mit Sándor Ferenczi zu ihrer Gymnasiumszeit in Budapest in ersten Kontakt mit der Psychoanalyse. Sie studierte Medizin in Budapest, München, Jena und Heidelberg – Stationen, an denen sie Kontakt zu führenden Ärzten der Zeit hatte, deren Wechsel allerdings eher fluchtartigen Charakter hatten und oft durch antisemitische Anfeindungen bedingt waren (Kropiunigg, 1994). Ihre Lehranalyse nahm sie nach vierjähriger Wartezeit bei Helene Deutsch in Wien, die Mahler aufgrund ihrer „paranoiden Melancholie“ allerdings für unanalysierbar erklärte, woraufhin Mahler gezwungen war, ihre Ausbildung bei Aichhorn und Hoffer fortzuführen, was nur durch einige Unterstützung Ferenczis möglich wurde (May, 2003). Einige Jahre nach ihrer Ausbildung eröffnete Mahler in Wien die erste psychoanalytische Säuglingsklinik. Ihrer Autobiographie zufolge fühlte sich Mahler in Budapest geschätzt, in Wien jedoch nicht. Sie habe sich dort als Außenseiterin gefühlt und nie zum engeren Kreis um Sigmund und Anna Freud gehört (Stepanski, 1988). 1938 emigrierte sie mit ihrem Mann

³⁷ Auch S. Freud hatte den Anspruch, eine allgemeine Psychologie zu formulieren, der Fokus und Ausgangspunkt seiner Forschung lag allerdings trotzdem an vielen Stellen auf der Beobachtung und Analyse von psychopathologischen Phänomenen. *Die Traumdeutung, Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewussten* und *Psychopathologie des Alltagslebens* können zu den Bemühungen um allgemeinpsychologische Theorien gezählt werden.

Paul Mahler über London nach New York (Kropiunigg, 1994). Die Trennung vom Wiener Institut und die Emigration in die USA seien „schmerzhaft“, aber auch „befreiend und aufbauend“ gewesen (Stepanski, 1988, S. 121). In den USA fand Mahler nach eigenen Angaben die notwendige Unterstützung und „das zustimmende Echo“, um „schöpferisch tätig zu werden“ (Stepanski, 1988, S. 121). In New York begann sie psychoanalytische Aufsätze zu veröffentlichen, ab 1944 erschienen bis zu ihrem Tod fast jedes Jahr Arbeiten von ihr (May, 2003). Der Psychoanalytiker Ulrich Kropiunigg (1994) kommentiert Mahlers Leben zusammenfassend: „Ihr Leben lässt sich metaphorisch als ein Spiel von Festhalten und nicht immer freiwilligem Loslassen auffassen“ (S. 133). Die Dynamiken von Festhalten und Loslassen finden sich in Mahlers Entwicklungstheorie zur Symbiose und Separation und Individuation, ihrem größten Beitrag zur psychoanalytischen Theorieentwicklung, wieder.

Mahler betont in ihrer Autobiographie immer wieder die Bedeutung des 24 Jahre älteren Sándor Ferenczi, der ihr als Freund und Mentor den Weg in die Psychoanalyse eröffnete (Stepanski, 1988). So mag es nicht verwundern, dass Mahler einige ihrer Konzepte auf jenen Ferenczis aufbaute. So zum Beispiel auch den zentralen Begriff der Symbiose (May, 2003). Wie May (2003) herausarbeitet, bezieht sie sich dabei auf Ferenczis (1913) Ausführungen zu den Anfängen des Seelenlebens, zum Narzissmus, zum Ich und zu dessen Entwicklung.³⁸ Ferenczi postuliert ein dem Menschen zugrundeliegendes Gefühl bedingungsloser Allmacht (Omnipotenz), das im Zuge der Entwicklung schrittweise in eine realistische Einschätzung der eigenen Person und der Außenwelt übergeht. Dabei beschreibt er eine zunehmende intrapsychische Trennung von Ich und Außenwelt. Dass die Trennung von innerer und äußerer Welt sich erst im Laufe der Entwicklung ergibt, ist auch Teil Freuds Theorie: „Ursprünglich enthält das Ich alles, später scheidet es eine Außenwelt von sich ab“ (Freud, 1923, S. 425). Freud sieht allerdings in diesem ursprünglichen Zustand keine bleibende dynamische Bedeutung. Dies zeigt sich unter anderem im Konflikt, den Freud mit Ferenczi und Rank Mitte der zwanziger Jahre austrug. Ferenczi und Rank stellten entgegen Freuds Vorstellungen den Wunsch nach der Rückkehr in den Mutterleib, also das Sehnen nach der (omnipotenten) Einheit mit der Mutter, über die ödipalen Wünsche (Ferenczi, 1924, zitiert nach May, 2003). Wie sich zeigen wird, ist die Fusion mit der Mutter und die damit einhergehenden Wünsche zentral bei Mahler, hier zeigt sich also eine Nähe zu Ferenczi (May, 2003). Eine Nähe zu Ferenczi zeigt sich ebenso in dem von Mahler beschriebenen Separations- und Individuationsprozess, der dem von Ferenczi (1913) beschriebenen Entwicklungsweg von einer fusionären Omnipotenz zu dem weniger omnipotenten, realistischeren Bild des Selbst/Ich und der

³⁸ Diese Ausführungen fanden auch bei Freud Anerkennung, der sie einige Male aufgriff und in einem Brief an Ferenczi als „das Beste und Bedeutungsvollste“ bezeichnete, was Ferenczi bis dahin zu Psychoanalyse beigetragen habe (Freud & Ferenczi, 1993, S. 200, zitiert nach May, 2003, S. 153). Dies erscheint insbesondere in Bezug darauf interessant, dass Freud 1914, also ein Jahr nach Ferenczi, selbst seinen Text *Zur Einführung des Narzissmus* veröffentlichte (Freud, 1914a/1991). Da Ferenczi auf Freuds Ideen zum Narzissmus (z. B. Freud, 1913b/1991) eingeht, kann hier von einer gegenseitigen Befruchtung ausgegangen werden. Auch die spezifische Entwicklung des Ichs wird von Ferenczi bereits thematisiert – ein Grundthema der Ich-Psychologie, deren Basis in den meisten historischen Abhandlungen auf Freuds *Das Ich und das Es* von 1923 zurückgeführt wird (May, 2003).

Außenwelt, sowie der Beziehung der beiden zueinander. Mahler selbst erwähnt Ferenczi allerdings nur sehr selten, laut May (2003) insgesamt sieben Mal. Damit scheint Mahler dem Trend der Ich-Psychologie zu folgen, Ferenczi, trotz seiner Leistungen auf den für die Ich-Psychologie relevanten Gebieten, allgemein wenig zu erwähnen (May, 2003).

Neben Mahlers Wurzeln in der Budapester Gruppe, die dem engen Aufeinanderbezogensein von Mutter und Kind im allgemeinen viel Raum und Aufmerksamkeit gaben, war Mahler ein angesehenes Mitglied der amerikanischen Ich-Psychologie und vom dortigen Diskurs beeinflusst. In ihren Arbeiten zitiert sie deren VertreterInnen, wie Hartmann, Jacobson, Greenacre, Spitz, und Kris, sowie jene britischen AutorInnen, die der Ich-Psychologie nahestanden, wie Anna Freud, Winnicott, Khan oder Sandler. Der Nachkriegsdiskurs in den USA war von einer Angst durchdrungen, die moderne Gesellschaft würde die Existenz der menschlichen Individualität gefährden (Jeness, 2017). In der US-amerikanischen Bevölkerung war die Befürchtung verbreitet, dass die USA sich zu einer Massengesellschaft verwandele, die auf Kontrolle und Manipulation ihrer BürgerInnen beruhte. Diese Befürchtungen wurden in akademischem sowie in populären Kreisen durch Phänomene wie Massenmedien, konformistische Vorstädte und entstehende Großunternehmen inspiriert (Dunne, 2013). Die wachsende Homogenität innerhalb der Gesellschaft und die schwächer werdende Verteidigung des Individuums gegen die „Domination der Kultur“ führte zu der verbreiteten Angst, das Individuum nehme an den Neuerungen der Umwelt Schaden (Jeness, 2017). Auch in Riesman, Glazer und Denneys (1961/2001) Werk *The lonely crowd* wird eine Infiltrierung vieler Bereiche des ursprünglichen Privatlebens durch soziale Einflüsse beschrieben. Die Autoren kamen (unter anderem) zu dem Schluss, dass die Trennung zwischen Welt und Selbst zu erodieren schienen. Mahlers Theorie beschäftigt sich in Bezug auf die autistische und symbiotische Phase mit Phänomenen einer unzureichenden Trennung des Selbst von einer äußeren Welt. Hierbei mag die allgemeine Stimmung einen zusätzlichen Impuls für Mahlers Perspektive geliefert haben. Mahlers Theorie widmet sich im Allgemeinen der Entstehung des Individuums und von Individualität – die Beschäftigung mit der Entstehung des Individuums mag durch die kulturelle Stimmung und die damit einhergehenden Befürchtungen der Auflösung des Individuums mit beeinflusst worden sein.

Margaret S. Mahlers Entwicklungstheorie: Symbiose, Separation und Individuation

Mahler geht davon aus, dass die psychische Geburt des Menschen der physiologischen Geburt nachfolgt (Mahler et al., 1975/2002). Sie sieht das als Folge einer für die menschliche Spezies spezifische verlängerte absolute Abhängigkeit von der Mutter, die wiederum Folge einer mangelhaften biologischen Vorbereitung des Neugeborenen ist, sich selbst unabhängig von anderen am Leben zu halten (Mahler, 1974).³⁹ Dies bedingt, dass sich das Kind zu Beginn des Lebens in einer symbiotischen

³⁹ Mahler bezieht sich hierbei auf die Arbeiten von Parens und Saul (1971/2014).

Einheit mit der Mutter befindet. Die psychische Geburt vollzieht sich im Zuge der Entwicklung des Kindes aus dieser Symbiose heraus. Im Zuge dieses Prozesses bildet sich das Gefühl *in* und *getrennt von* der äußeren Welt zu existieren. Für die für die psychische Geburt notwendige Vorstellung und des Selbstempfindens als Subjekt, stellt die Vorstellung des Konzepts der Getrenntheit von Objekten (und damit auch von Subjekt und Objekt) eine Voraussetzung dar (Mahler et al, 1975/2002).

Mahler entwickelte die Grundzüge ihrer Theorie anhand von Beobachtungen, die sie zunächst im Zuge ihrer therapeutischen Arbeit mit psychotischen Kindern machte (Mahler, Ross, & De Fries, 1949). Sie beschrieb dabei zwei (Entstehungs-)Formen: Die autistische und die symbiotische kindliche Psychose (Mahler, 1952). Die jeweilige Form der Psychose entsteht laut Mahler durch unzureichend erfolgte Entwicklungsschritte in den jeweiligen frühkindlichen Entwicklungsphasen. 1955 formulierte sie gemeinsam mit Bertram Goslinger ihre Hypothese, dass diese Entwicklungsphasen und der symbiotische Charakter der frühkindlichen wahrgenommenen Welt universell für alle Menschen seien und die Entwicklung aus diesem Zustand durch die Prozesse der Separation und Individuation für einen normalen Entwicklungsverlauf notwendig ist (Mahler & Goslinger, 1955). Mahler stellte in Folge umfangreiche (auf viele Aspekte hin) kontrollierte empirische Untersuchungen an, um diese Hypothesen zu überprüfen⁴⁰ (Mahler et al., 1975/2014). Sie untersuchte dabei in mehreren längsschnittlichen Beobachtungsstudien Kleinkinder von 2,5 bis 31 Monaten in Interaktion mit ihren Eltern über mehrere Jahre im Labor und im Feld bei Hausbesuchen (Mahler et al., 1975/2002).

Die Theorie stellt also von Beginn ihrer Formulierung an einen Deutungs- und Interpretationsversuch von Beobachtungen dar, auf deren Basis Hypothesen über die innerpsychischen Inhalte des Kleinkinds aufgestellt wurden. In der Theorie werden aus einer erwachsenen Position mit erwachsenem Vokabular Rückschlüsse auf die psychischen Inhalte und Vorgänge von Säuglingen und Kleinkindern gezogen. Mahler (1974) scheint diese Einschränkungen zu erkennen und gibt zu bedenken, dass ihrer Ansicht nach Explorationen zu präverbalen Phänomenen, die auf Verhaltensdaten basieren, ebenso mit Vorsicht behandelt werden sollten, wie jene, die aus Berichten späterer Entwicklungsphasen gewonnen werden.

Bevor ich nun die Abfolge der Entwicklungsschritte aus Mahlers Theorie näher darlege, möchte ich eine kurze Anmerkung zum in der Theorie verwendeten „Mutter“-Begriff einfügen. Ich halte es für wichtig zu betonen, dass in meiner Lesart von Mahlers Theorie der Begriff „Mutter“ weitestgehend losgelöst von der physiologischen Mutter zu verstehen ist. Ich beziehe mich dabei auf Freuds

⁴⁰ „Hypothesen überprüfen“ hat natürlich in Bezug auf Schüleins (2016a) eingangs vorgestellte wissenschaftstheoretische Klassifikation der Psychoanalyse als konnotative Theorie einen etwas eigenartigen Anklang. Ich übernehme den Begriff von Mahler, die ihn selbst verwendet. Ich konnte bei Mahler allerdings kein streng hypothesentestendes Vorgehen im Sinne der Formulierung einer Null- und Eins-Hypothese finden. Ich denke, dass diese möglicherweise zu der von ihr verwendeten Theorieform unpassende Formulierung dem wissenschaftstheoretischen Identitäts-Vakuum zuzuschreiben ist, mit dem sich viele mit psychoanalytischer Theorie Agierende damals (wie heute) zumindest zu gewissen Teilen konfrontiert sahen (und sehen). Umso mehr freue ich mich über die bei Schüleins zu findenden Ausführungen.

bisexuelles Geschlechtsverständnis, demnach das psychische Geschlecht weitestgehend unabhängig vom physiologischen zu betrachten ist und jeder Mensch bisexuell veranlagt ist, also sowohl psychisch weiblich, als auch psychisch männlich ist (Freud, 1925/1991)⁴¹. Der Begriff „Mutter“ bezieht sich also primär auf Eigenschaften eines bestimmten Objekts, die meiner Lesart nach als „primäre Bezugs- und Pflegeperson“ beschrieben werden kann. Diese primäre Bezugs- und Pflegeperson kann sowohl der physiologische Vater, die physiologische Mutter, oder eine andere Person sein, die diese Position innehat. Ich entscheide mich den Begriff „Mutter“ dennoch beizubehalten, um im psychoanalytischen Vokabular zu bleiben, in dem „Mutter“ vielseitige Konnotationen mit sich bringt, so zum Beispiel als Position in der ödipalen Triangularität oder in Form einer Tendenz zu psychisch „weiblichen“ Eigenschaften. Selbstverständlich bleibt abzuwägen, inwieweit das Festhalten an einem Geschlechterrollen-festigendem Vokabular und der Annahme von zwei geschlechtlichen Positionen (auch wenn diese als Kontinuum betrachtet werden können) für feministische Ziele hinderlich ist. Da hier nicht die Möglichkeit besteht, tiefer in diese Thematik einzutauchen, möchte ich stattdessen auf den Diskurs zwischen Positionen des Gender-Dekonstruktivismus und jenen der sexuellen Differenz verweisen (Soiland, 2014).

In Mahlers Theorie zeichnen sich zwei Kräfte als entscheidend ab. Die eine drückt sich in der *symbiotischen* Verschmolzenheit von Mutter und Kind und dem Bedürfnis aus, dieses aufrechtzuerhalten, die andere in den Prozessen der *Separation* und *Individuation*, durch die die psychische Geburt ermöglicht wird. Separation und Individuation werden dabei als zwei verschränkte, aber getrennte Prozesse beschrieben: Separation ist der Prozess des Hervorgehens des Kindes aus der symbiotischen Verschmelzung mit der Mutter (Mahler, 1952), Individuation beschreibt die Auswirkungen dieser Erfolge auf die Bildung der individuellen Charakteristika des Kindes, also auf die Formierung des Individuums (Mahler et al., 1975/2002).

Die frühkindliche Entwicklung lässt sich nach Mahler in drei Hauptphasen einteilen (Mahler et al., 1975/2002), wobei die letzte Phase wiederum in vier Subphasen unterteilt wird (Mahler, 1972a; Mahler, 1972b). Die Zeitangaben sind bei Mahler nicht für alle Phasen und nicht in all ihren Werken gleich präzise angegeben und wurden im Laufe ihrer Theorieentwicklung verändert und korrigiert (May, 2003). Mahler weist darauf hin, dass die Phasen eher als Cluster mit bestimmten Merkmalen

⁴¹ Ich beziehe mich auf folgendes Zitat: „[...] und daß alle menschlichen Individuen infolge ihrer bisexuellen Anlage und der gekreuzten Vererbung männliche und weibliche Charaktere in sich vereinigen, so daß die reine Männlichkeit und Weiblichkeit theoretische Konstruktionen bleiben mit ungesichertem Inhalt“ (Freud, 1925/1991, S. 30). Ich widerspreche damit auch der von Laplanche und Pontalis (2016) vertretenen Position, die in ihrer Rezension Freuds zu dem Schluss kommen, Freud habe „seine Einstellung zur Bisexualität nie eindeutig formuliert“ (S. 107). Die Zitate, die sie als Stütze für ihre Schlussfolgerung verwenden, scheinen mir eher ein Eingeständnis auf Freuds Seite zu sein, dass die Wirkungsweise und das Ausmaß der Bisexualität noch nicht erschöpfend erforscht seien, nicht jedoch, dass seine eigene Position ihr gegenüber unsicher wäre: „1930 gibt er selbst zu: daß ,... die Lehre von der Bisexualität noch sehr im Dunklen (liegt) und daß sie noch keine Verknüpfung mit der Trieblehre gefunden hat, müssen wir in der Psychoanalyse als schwere Störung empfinden““ (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 107, Einfügung der Autoren).

verstanden werden sollten, die sich allerdings zeitlich nicht scharf voneinander abgrenzen, die teilweise stark überlappen und deren Inhalte nicht zwangsläufig von der darauffolgenden Phase abgelöst werden müssen (Mahler et al., 1975/2002). Die Zeitangaben sollen also mehr grobe strukturierende Hinweise geben, entscheidendere Charakteristika für die jeweiligen Phasen sind die entsprechenden Entwicklungsschritte. Mahler gibt sehr detaillierte und umfangreiche Angaben zu den entsprechenden Entwicklungsschritten, die ich hier nicht zur Gänze wiedergeben kann, da das der Rahmen und das Ziel dieser Arbeit nicht zulassen. Ich möchte mich darauf beschränken, eine Zusammenfassung zu erstellen, die die wichtigsten Elemente enthält.⁴²

Der Zustand vor Separation und Individuation: Die normale autistische und symbiotische Phase

Die erste Phase erstreckt sich über den ersten Lebensmonat und wird von Mahler als *normale autistische Phase* bezeichnet (Mahler et al., 1975/2002). Das Kind befindet sich in einem primitiven Zustand halluzinatorischer Desorientierung, es schläft die meiste Zeit und erwacht nur, wenn es durch physiologische Bedürfnisse geweckt wird. Mahler schließt infolge darauf, dass in dieser Phase im Kind eher physiologische als psychologische Prozesse dominant sind. Die autistische Phase wird als eine Art Fortsetzung der intrauterinen Entwicklung betrachtet (Mahler et al., 1975/2002), in der das Kind zunächst absolut abhängig von der Mutter ist (Mahler, 1972a). Die normale autistische Phase ist durch eine relative Abwesenheit von Objektbesetzungen in der äußeren Welt gekennzeichnet.⁴³ Für das Kind existieren in der autistischen Phase quasi keine äußeren Objekte (Mahler et al., 1975/2002). Es ist noch nicht in der Lage, die lustbringenden (oder Unlust-verringernenden) Handlungen der Mutter von jenen Phänomenen zu unterscheiden, die diese Effekte durch eigene Handlungen hervorrufen, beispielsweise durch Urinieren, Defäzieren, Husten, Nießen, Spucken oder Erbrechen (Mahler, 1952).

Das Gewahr-werden einer quasi externen bedürfnisbefriedigenden Instanz leitet die *symbiotische Phase* ein, die sich circa vom zweiten bis zum vierten Lebensmonat erstreckt. Die bedürfnisbefriedigende Instanz ist nur *quasi* extern, da sie vom Kind eher als eine Art Teil-Objekt innerhalb des Orbits einer gemeinsamen omnipotenten dualen Einheit gesehen wird. Das Kind fühlt sich eins mit der Mutter und erlebt sich als duales omnipotentes System innerhalb einer gemeinsamen Grenze. Die wahrgenommene Omnipotenz entsteht dadurch, dass alle aufkommenden Bedürfnisse seiner Welt aus der Einheit selbst heraus erwidert werden können und es keine Agitatoren außerhalb

⁴² Bei tieferem Interesse empfiehlt sich *The psychological birth of the human infant: Symbiosis and individuation* von Mahler, Pine und Bergmann (1975/2002), worin die Ergebnisse vorheriger Paper umfangreich zusammengestellt werden. Auch ich beziehe mich viel auf dieses Werk, da es mir den Luxus bietet, auf eine umfangreiche, zu weiten Teilen finale Version ihres Werkes zurückgreifen zu können.

⁴³ Die zuvor erwähnte autistische kindliche Psychose zeichnet sich dadurch aus, dass der Entwicklungsschritt, äußere Objekte libidinös zu besetzen, ausbleibt und für das Kind infolge kein Unterschied zwischen belebten und unbelebten Objekten besteht (Mahler, 1952; Mahler & Goslinger, 1955). Die in diesem Zusammenhang beschriebenen Symptome scheinen dem recht nah, was heute symptomatisch unter Autismus verstanden wird: Ein relatives Desinteresse an sozialer Interaktion bzw. Probleme mit selbiger, sowie eine Tendenz zu repetitiven, stereotypen Verhaltensweisen (Mahler & Goslinger, 1955).

dieser symbiotischen Einheit gibt. Der Begriff „Symbiose“ ist dabei als Metapher zu verstehen, es handelt sich in der Mutter-Kind-Beziehung nicht um eine beidseitig vorteilhafte Beziehung zweier getrennter Individuen, wie es der Begriff in der Biologie nahelegt. Der Begriff fokussiert in diesem Kontext vielmehr auf den Zustand der Undifferenziertheit, der Fusion mit der Mutter, in der das „Ich“ nicht vom „Nicht-Ich“ differenziert werden kann. Gegen Ende der symbiotischen Phase beginnt die Abgrenzung eines Körper-Ichs. Dies geschieht im Zusammenhang mit der Verlagerung ursprünglich vornehmlich propriozeptiver, interozeptiver Wahrnehmung, hin zu sensorischer Wahrnehmung der Umwelt (Mahler et al., 1975/2002).^{44, 45}

Der Prozess von Separation und Individuation

Zwischen viertem und fünftem Monat, am Gipfel der Symbiose, beginnen sich laut Mahler Verhaltensmuster zu zeigen, die auf den Beginn der Prozesse der *Separation und Individuation* hinweisen. Die erste Subphase dieses übergeordneten Prozesses, der sich vom circa 4. bis zum 30. Lebensmonat erstreckt, beinhaltet die *Differenzierung des Körperschemas* („differentiation“; circa 3. bis 8. Lebensmonat). Die Außenwelt wird, vermittelt über die Sensorik sowie das Wahrnehmungs- und Bewusstseinssystem, zunehmend Fokus der Aufmerksamkeit. Das Kind ist nun fähig, für gewisse Zeitspannen ein hellwaches Sensorium aufrechtzuerhalten. Es entwickelt ein Interesse daran, was zur Mutter und deren Körper gehört, was sich unter anderem in spielerischer Interaktion mit Brillen und Schmuck äußert. In diesem Dienst steht auch das Interesse des Kinds, die Mutter mit anderen, fremden Personen zu vergleichen, was zu einer Neugier gegenüber Fremden, aber auch zu einer Fremdenangst führen kann (Mahler et al., 1975/2002).⁴⁶

⁴⁴ Die zuvor erwähnte symbiotische kindliche Psychose (Mahler, 1952; Mahler & Goslinger, 1955) stellt eine Regression auf diesen Mechanismus dar. Das Kind bleibt dabei in der verschmolzenen symbiotischen Beziehung mit der Mutter, bzw. tendiert dazu in ein psychisches Stadium zurückzufallen, in dem es sich als omnipotente, verschmolzene Einheit mit der Mutter wahrnimmt. Wird die Illusion der symbiotischen Allmacht bedroht, kommt es zu extremen Panikreaktionen, da die Welt feindselig und bedrohlich wirkt, wenn man ihr als ein getrenntes Wesen gegenüber treten muss. Zur Bewältigung dieser extremen affektiven Zustände entstehen Wahnvorstellungen, bei denen die Grenzen des Selbst und Nicht-Selbst verschwimmen, wodurch sich die Realitätsprüfung eingeschränkt zeigt (Mahler & Goslinger, 1955).

⁴⁵ Die normale autistische und die symbiotische Phase lassen sich mit dem *primären Narzissmus* bei Freud in Zusammenhang bringen. Der primäre Narzissmus beschreibt einen frühen, vor der Bildung des Ichs gelegenen Zustand, der sich in einigen Charakteristika (wie bei Mahler) an den intrauterinen Zustand anlehnt. Es handelt sich dabei um einen objektlosen Entwicklungsstand, ohne Spaltung zwischen Subjekt und Objekt (Freud, 1917/1991; Laplanche & Pontalis, 2016). Mahler sieht ihre Theorie als Verfeinerung von Freuds Begriff (Mahler et al., 1975/2002).

⁴⁶ Mahler gibt an, dass sie und ihre KollegInnen noch keine Erklärungen für die Variation der Reaktionen auf Fremde in Form von Angst oder Interesse finden konnten (Mahler et al., 1975/2002). Sie beschreibt allerdings einen beobachteten Zusammenhang zwischen der Ausbildung eines Grundvertrauens (basic trust) in einer optimal verlaufenden symbiotischen Phase und einer geringeren Fremdenangst (Mahler, 1972). Dafür ist es förderlich, wenn die Wahrnehmung der Getrenntheit von der Mutter parallel mit der Entwicklung von Fähigkeiten in Bereichen wie der Kognition, Wahrnehmung oder dem Gedächtnis voranschreitet (Mahler et al., 1975/2002). Eine interessante Erklärung für die unterschiedlichen Reaktionen von Kleinkindern auf fremde Personen kann aber sicherlich auch die Bindungstheorie liefern (Lyons-Ruth, 1991).

Die zweite Subphase, die von Mahler als *Übungsphase* („practicing period“) bezeichnet wird, beginnt in der Regel zwischen dem 7. und dem 10. Lebensmonat und dauert bis zum circa 15. oder 16. Lebensmonat an. Der erste Abschnitt der Übungsphase überlappt meist mit der Differenzierungsphase und wird durch die frühen Fähigkeiten des Kindes charakterisiert, sich physisch von der Mutter durch Krabbeln oder Klettern wegzubewegen (Mahler, 1972a). Das Kind nutzt die nun mögliche Distanz, um einen weiteren Radius der Welt zu erobern und gleichzeitig, um ein klareres Bild der Mutter zu erlangen. Obwohl die zunehmende Getrenntheit an vielen Stellen zu zusätzlicher Frustration führen kann, scheinen alle Kinder laut Mahler einen inneren Drang hin zur Individuation zu zeigen: „We see here clearly the powerful momentum of the innate given, the thrust for individuation“ (Mahler et al., 1975/2002, S. 56). Die körperliche und emotionale Verfügbarkeit der Mutter ist in dieser Phase jedoch nach wie vor von großer Bedeutung für das Kind. Immer wieder kommt es zur Mutter zurück um „aufzutanken“ („emotional refueling“).

In der zweiten Hälfte der Übungsphase werden die Möglichkeiten der Trennung zur Mutter durch die Fähigkeiten des selbstständigen aufrechten Gehens ausgeweitet. Die Möglichkeiten, die der aufrechte Gang mit sich bringt, werden von Mahler als großer Meilenstein im Prozess der Loslösung des Kindes aus der Symbiose und als Beginn der Individuation betrachtet. Mahler beschreibt die Phase als eine Zeit, in der das Kind eine „Liebesaffäre mit der Welt“ durchlebt. Das Kind erscheint dabei fasziniert von seiner eigenen Grandiosität, Fähigkeit und Omnipotenz, die es in Interaktion mit seiner Welt erlebt (Mahler, 1972a). Die „Liebesaffäre mit der Welt“ ist also ebenso als eine „Liebesaffäre mit der eigenen Grandiosität und Omnipotenz“ zu verstehen (Mahler, 1972a; Mahler et al., 1975/2002). Das Kind erscheint in dieser Phase verhältnismäßig unempfindlich gegenüber Stößen und Stürzen sowie anderen Frustrationen. Der Mutter wird in dieser Zeit nur wenig Beachtung geschenkt, das Kind kommt allerdings nach wie vor zu ihr zurück, um emotional aufzutanken. Die von Mahler beobachteten Kinder schienen ihre gehobene Stimmung bedingt durch ihre „Liebesaffäre mit der Welt“ nur zu verlieren, wenn ihnen bewusst wurde, dass die Mutter nicht im Raum war. Sie zeigten dabei einen starken Stimmungsabfall („low-keyedness“), zeigten verringerte Motilität und ein geringes Interesse für ihre Umwelt und schienen hauptsächlich von inneren Vorgängen beansprucht zu werden (Mahler et al., 1975/2002). Mahler merkt an, dass die Wegbewegung von der Mutter in der Phase, neben der Entwicklung der Ich- und körperlichen Funktionen, auch den Zweck haben kann, der Absorption in die Welt der Mutter zu entgehen: „It is not at all impossible that the elation of this subphase has to do not only with the exercise of the ego apparatuses, and the body feeling of locomoting in the upright erect position [...], but also with the elation of escape from absorption in the orbit of the mother“ (Mahler, 1972, S. 336).

Die dritte Subphase (circa 16. bis 25. Lebensmonat) wird von Mahler als *Wiederannäherungsphase* („rapprochement“) bezeichnet. Mahler unterteilt die Phase in drei einzelne Perioden, (1) die beginnende Wiederannäherung („beginning rapprochement“), (2) die

Wiederannäherungskrise („rapprochement crisis“) und (3) die individuelle Lösung der Krise („individual solutions of this crisis“; Mahler et al, 1975/2002, S. 71). Um den 15. Lebensmonat beginnt sich eine Veränderung in der Interaktion des Kindes mit der Mutter abzuzeichnen: Das Kind beginnt die Mutter nicht mehr vornehmlich als „home base“ zu verwenden, wenn das Kind das Bedürfnis hat, „aufzutanken“, es scheint die Mutter vielmehr als (getrennte) Person wahrzunehmen, mit der es Entdeckungen und Erfahrungen teilen kann (Mahler, 1972a). Gleichzeitig scheint sich das Kind dessen gewahr zu werden, dass die Bedürfnisse der Mutter nicht immer mit den eigenen übereinzustimmen scheinen. Diese Erfahrung scheint das Gefühl der eigenen Grandiosität und Omnipotenz sehr in Frage zu stellen. Allgemein führt dies zu einer Senkung der Stimmung des Kindes, die „Liebesaffaire mit der Welt“ scheint sich zu verringern. Das Kind fürchtet mehr und mehr die Liebe des Objekts zu verlieren. Zuvor schien das größte Vergnügen in der Erkundung der Welt gelegen zu haben, nun tritt an dessen Stelle die soziale Interaktion. Die zunehmende Wahrnehmung der Mutter als getrennte Person geht einher mit einem Interesse für andere Kinder und den Vergleich und dem Bewusstsein für Ähnlichkeiten und Unterschiede mit diesen (Mahler et al, 1975/2002). Ein erhöhtes Maß an Verletzlichkeit, Aggressionen und Hilflosigkeit wurden in Mahlers Untersuchungen präsent, wenn bestimmte Ziele nicht erreichbar schienen oder durch konkrete Hindernisse (z.B. andere Kinder) verhindert wurden (Mahler, 1972a). Anstatt der zuvor beschriebenen „low-keyedness“ zeigten die Kinder nun in Situationen, in denen die Mutter nicht im Raum war, Hyperaktivität und Ruhelosigkeit. Mit Voranschreiten der Wiederannäherungsphase schienen die Kinder aktivere Formen zu entdecken, um mit der Abwesenheit der Mutter fertig zu werden, beispielsweise in Form von Spielen, die das Verschwinden und Wiederauftauchen von Objekten erklären (Mahler et al., 1975/2002).

Die zweite Periode, die *Wiederannäherungskrise*, beginnt circa um den 18. und erstreckt sich bis zum circa 24 Lebensmonat. Die Wiederannäherungskrise zeichnet sich durch eine starke Ambivalenz aus. Während das Kind zum einen Eigenständigkeit, Omnipotenz und Grandiosität leben möchte, sehnt es sich auf der anderen Seite nach der magischen Wunscherfüllung der Mutter, ohne dabei anerkennen zu müssen, dass die Hilfe von einem Objekt der äußeren Welt kommt (Mahler et al., 1975/2002). Für die Mutter erscheinen die Verhaltensweisen des Kinds daher oft widersprüchlich: Während das Kind zum einen deutlich weniger abhängig von ihr zu sein scheint und sich bemüht, seine Selbstständigkeit immer weiter auszuweiten, beharrt das Kind zum anderen darauf, dass die Mutter an jedem Aspekt seines Lebens teilnimmt (Mahler, 1972a). In Extremform führen die jeweiligen Ausprägungen dieser Ambivalenz zu einem „Beschatten“ der Mutter, oder zum Wegrennen vor ihr (Mahler et al., 1975/2002). Die Ambivalenz trägt sich zudem oftmals in dramatischen Kämpfen mit der Mutter aus (Mahler, 1972a; Mahler et al., 1975/2002). Zeitgleich entsteht in dieser Phase auch vermehrt die Fähigkeit zur Identifikation und (damit) zur Empathie (Mahler et al., 1975/2002).

Im Alter von circa 21 Monaten lassen die Wiederannäherungskämpfe allgemein nach und die dritte Periode, die individuelle Lösung der Krise, beginnt. Dabei scheint jedes Kind die optimale

Distanz zur Mutter zu finden, in der es am besten funktioniert. Für diesen Schritt ist insbesondere die Entwicklung von drei Fähigkeiten hilfreich: Die sprachliche Entwicklung, um Wünsche ausdrücken zu können und somit die Entfernung vom symbiotischen Zustand besser ertragen zu können; ein Verinnerlichungsprozess über Identifikationen mit der (guten) Mutter, sowie Regeln und Vorschriften; die Fähigkeit, Wünsche und Phantasien durch Spiel symbolisch auszudrücken und zu erleben (Mahler et al., 1975/2002).

Die vierte und letzte Subphase des Separations- und Individuationsprozesses wird von Mahler als *Phase der Konsolidierung der Individualität und Anfänge der Objektkonstanz* („consolidation of individuality and the beginnings of emotional object constancy“) bezeichnet (circa 22. bis 30. Lebensmonat). In der vierten Subphase hat das Kind zwei Hauptaufgaben zu bewältigen: (1) die Erlangung einer eigenen, zu gewissem Maß konstant bleibenden Individualität und (2) das Erreichen eines gewissen Maßes an Objektkonstanz. Die Entwicklung der Objektkonstanz ermöglicht es dem Kind, auch wenn die Mutter nicht im Raum ist, getrennt zu funktionieren, da es eine Repräsentanz der Mutter in sich trägt. Für diesen Entwicklungsschritt ist sowohl die Bewahrung der Repräsentanz des abwesenden Liebesobjekts, als auch die Vereinigung von „gutem“ und „bösem“ Objekt⁴⁷ zu einer Gesamtrepräsentanz notwendig. Durch die Vereinigung zu einer Gesamtrepräsentation werden die aggressiven und libidinösen Triebe zunehmend gemischerter, wodurch laut Mahler der Hass auf das Objekt gemildert wird, wenn Aggressionsgefühle auftauchen. Mahler bezieht sich in ihren Ausführungen auf Hoffer (1955), der die Objektkonstanz als letzten Schritt für eine reife Objektbeziehung sieht, besonders in Bezug auf die aggressiven, feindseligen Triebe. Hoffer meint, dass im Stadium der Objektkonstanz das Liebesobjekt nicht zurückgewiesen wird, wenn von ihm keine Befriedigung mehr zu erwarten ist. Im Zuge des Separations- und Individuationsprozesses wird demnach die Befriedigung von Bedürfnissen, also die Erleichterung der Bedürfnisspannung, nach und nach dem *ganzen* bedürfnisbefriedigenden Objekt zugeschrieben. Dieses Objekt wird anschließend verinnerlicht und auf die intrapsychische Repräsentanz der Mutter übertragen.⁴⁸ Der Zeitraum, in dem sich die Objektkonstanz festigt, variiert; meist, so Mahler, ist diese allerdings mit Beginn des dritten

⁴⁷ Die Bezeichnung „gutes“ und „böses“ Objekt geht auf Melanie Klein zurück. Die beiden Ausdrücke dienen der Bezeichnung der ersten Triebobjekte, wie sie in der Phantasie des Kindes erscheinen. Die Qualitäten „gut“ und „böse“ sind nicht allein auf den befriedigenden oder versagenden Charakter der Objekte zurückzuführen, es handelt sich dabei vielmehr um die Projektionen eigener Triebimpulse des Kindes, die den Nährboden von befriedigenden und versagenden Verhaltensweisen der Objekte nutzen. Klein zufolge spaltet das (Klein-)Kind Objekte, um der Angst zu begegnen, das (gute) Objekt durch seine aggressiven Triebimpulse zu vernichten (Klein, 1935, 1958; Laplanche & Pontalis, 2016, S. 344).

⁴⁸ Insofern unterscheidet sich der Begriff der *Objektkonstanz* bei Mahler von dem der *Objektpermanenz* bei Piaget (1937/2013): Piagets Untersuchungen beziehen sich vor allem auf unbelebte Objekte. Mahler zweifelt an, dass die Fähigkeit zu erkennen, dass ein unbelebtes Objekt weiterhin existiert, auch wenn sich dieses nicht mehr im Wahrnehmungsbereich befindet, gleichgesetzt werden kann mit der Fähigkeit, in der gleichen Situation die Existenz des Mutterobjekts weiterhin anzuerkennen. Dies rührt laut Mahler daher, dass das Mutterobjekt weit affektiver und in ihrer Funktion der Triebbefriedigung auch funktionaler aufgeladen ist, als beliebige unbelebte Objekte (Mahler et al., 1975/2002, S. 87).

Lebensjahrs vorhanden, dem Alter, in dem in vielen Kulturen der Eintritt in den Kindergarten stattfindet (Mahler et al., 1975/2002).

In der vierten Subphase bildet sich zudem die Sprachfähigkeit weiter aus, die die früheren, eher auf Gestik beruhenden Kommunikationsformen ersetzt. Die Sprache ermöglicht zudem ein Verständnis für Konzepte wie beispielsweise Zeit, das ein Bewusstsein und ein Verständnis für Befriedigungsaufschübe möglich macht. Charakteristisch für die Subphase und laut Mahler wichtig für die Entstehung der Individualität ist der aktive Widerstand gegen die Forderungen der Erwachsenen, die starke Präsenz der eigenen Wünsche, ein gewisses Selbstständigkeitsstreben, sowie ein allgemeiner Negativismus.⁴⁹ Mahler beobachtet, dass je abrupter das Gewähr-Werden des Getrennteins vonstattengeht und je unberechenbarer das mütterliche Objekt in den vergangenen Phasen für das Kind war, desto geringer die regulierende und ausgleichende Fähigkeit des Ichs ausfällt. In diesem Fall bleibt auch die Vereinigung des „guten“ und „bösen“ inneren Objekts aus und das Kind scheint eine stärkere Neigung zu entwickeln, sich mit einer der Extremformen zu identifizieren (Mahler et al., 1975/2002).

Mahler betont, dass der Prozess der Loslösung aus der anfänglichen Symbiose niemals beendet ist und immer aktiv bleibt. Die Entwicklungen der beschriebenen Lebensphasen hallen über das restliche Leben nach, wobei in späteren Lebensphasen Derivate dieser frühen Entwicklungen nach wie vor am Werk sind. Mahler geht zudem davon aus, dass Störungen in den verschiedenen Entwicklungsphasen mit der psychopathologischen Entwicklung verschiedener Störungen im späteren Leben zusammenhängen. Dabei wirken sich frühe Probleme im Entwicklungsprozess gravierender und tiefgreifender aus (beispielsweise in Form psychotischer oder schizophrener Störungen) als spätere Probleme (Mahler et al., 1975/2002).

Kritik an Mahlers Theorie

Im Diskurs um Mahlers Theorie zeichnen sich zwei Hauptpositionen der Kritik ab: Die Bindungstheorie sowie einige VertreterInnen der nachfolgenden Generation der (amerikanischen) Kindheitsforschung. Der Begründer der Bindungstheorie John Bowlby gehörte wie Mahler zur ersten Generation der neu aufgekommenen Entwicklungsbeobachtung bei „normalen“ Kindern in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts (Masterson, 2003). Bowlby, der ursprünglich als Psychoanalytiker in der Tradition von Melanie Klein ausgebildet worden war, verfolgte einen für die Psychoanalyse zu dieser Zeit untypischen Forschungsansatz, indem er sich ausschließlich mit Phänomenen befasste, die direkt beobachtbar waren. Dabei wurde die Beschreibung der

⁴⁹ Der von Mahler beobachtete „Negativismus“ drückt sich in einer Tendenz des Kindes zum Wort „nein“ aus, wodurch es (Mahlers Interpretation zufolge) seine Autonomie verteidigt (Mahler et al., 1975/2002, S. 64). Mahler bezieht sich mit ihrer Beschreibung des Phänomens des „Negativismus“ auf die „anale Entwicklungsphase“ bei Freud: In der analen Entwicklungsphase werden die Möglichkeiten des (Nach-)Gebens und Verweigerns symbolisch über das Geben und Verweigern der Defäkation verhandelt (vgl. Laplanche & Pontalis, 2016, S. 63f.).

innerpsychischen Vorgänge von psychischen (Entwicklungs-)Abläufen, wie beispielsweise Identifikationsprozessen u. ä. außer Acht gelassen und sich aus Sicht der Psychoanalyse zu viel mit dem Agieren einer „black box“ zufriedengegeben (Blum, 2004). Mahlers und Bowlbys Theorien lassen sich allerdings insofern gut vergleichen, als beide versuchen, normative Muster aus frühkindlichen Verhaltensbeobachtungen abzuleiten, deren Dokumentation umfangreich, teilweise sogar in Videoform, zur Verfügung steht. Die Theorien basieren also auf (noch heute) vergleichbaren Daten (Lyons-Ruth, 1991).

Die Unterschiede zwischen den beiden Theorien beziehen sich vor allem darauf, welche frühkindlichen Verhaltensweisen als „normal“ gelten sollten und welche Verhaltensweisen Risikofaktoren für die weitere Entwicklung darstellen (Lyons-Ruth, 1991). Während Mahler ambivalente Verhaltensweisen gegenüber der Mutter in der Wiederannäherungsphase vom circa 16. bis 25. Lebensmonat als normale Entwicklung betrachtet (Mahler et al., 1975/2002), konnte bei sogenannten „sicher gebundenen“ Kindern bis über den 20. Lebensmonat hinaus kein solches Verhalten beobachtet werden. In der Bindungstheorie wird ambivalentes Verhalten eher mit Kindern in Verbindung gebracht, die ein „unsicheres Bindungsmuster“ zeigen (Ainsworth, Blehar, Waters, & Wall, 1978/2014). Ein weiterer Unterschied besteht in der Auffassung Mahlers über die Zusammenhänge des Konzepts des Grundvertrauens („basic trust“), mit dem sie sich auf Erikson (1950) bezieht.⁵⁰ Mahler setzt dabei jeweils „minimal stranger anxiety and optimal basic trust“ sowie „increased stranger anxiety and lack of basic trust“ (in Situationen, in denen das Kind Stresssituationen ausgesetzt ist) gleich (Mahler, 1971, S. 406). In der Bindungsforschung wird offenes und freundliches Verhalten gegenüber Fremden in Situationen, in denen die Mutter den Raum verlassen hat, eher als typisches Ablenkungsverhalten von „unsicher-vermeidend gebundenen“ Kindern betrachtet (Ainsworth et al., 1978/2014).

Der Vergleich von Mahlers Theorie mit der Bindungsforschung weist also darauf hin, dass Mahler keine sicher gebundenen Kinder untersuchte, sondern Kinder mit unsicherem Bindungsmuster. Aktuell werden in Follow-up Untersuchungen TeilnehmerInnen aus Mahlers Forschung mittels des Adult-Attachment-Interviews (AAI; George, Kaplan, & Main, 1984) begutachtet (Bergman, Blom, Polyak, & Mayers, 2015). Die Befundlage ist bislang uneindeutig und unsicher und es ist abzuwarten, bis weitere Ergebnisse größere Klarheit bringen.

Ein viel zitierter Vertreter der zweiten Position, aus der Kritik gegenüber Mahlers Theorie geübt wurde, ist Daniel Stern (1985). Er positioniert sich gegen die Existenz einer autistischen und symbiotischen Phase und schließt aus seinen Beobachtungsdaten, dass der Säugling schon im zweiten Lebensmonat einen *sense of self* besitzt und damit zu einer rudimentären Unterscheidung zwischen

⁵⁰ Auch die Bindungstheorie bezieht sich mit der Konzeption des sicheren Bindungsmusters auf Eriksons (1950) Konzept des „basic trust“ (vgl. Blum, 2004).

innerer und äußerer Welt in der Lage sei. Die Zeiträume der Entwicklungsphasen unterscheiden sich zudem bei Stern (1985) und Mahler (Mahler et al., 1975/2002). Bei Stern scheint die Entwicklung im Allgemeinen schneller zu erfolgen und er setzt einige Meilensteine der Entwicklung früher an. Hierbei ist allerdings zu beachten, dass Sterns Theorie wie Mahlers auf der Interpretation frühkindlichen Verhaltens beruht. Wie Mahlers Theorie ist seine Theorie also eine Hypothese darüber, wie der Säugling seine soziale Welt erlebt. Es kann also argumentiert werden, dass die Widersprüche zwischen den beiden Theorien nicht gezwungenermaßen eine Verwerfung von Mahlers Theorie nahelegen, sondern eher als verschiedene Interpretation von frühkindlichen Verhaltensdaten nebeneinanderstehen (vgl. Masterson, 2003).

Mahler merkt zudem an, dass ihre Theorie die autistische und symbiotische Phase betreffend im Vergleich zu den darauffolgenden Phasen auf einem höheren Niveau metapsychologischer Abstraktion gelegen sei (Mahler et al., 1975/2002, S. 39). Metapsychologische Konstrukte beschreiben meist *eine Fiktion* eines von der Erfahrung weit entfernten Begriffs, die helfen soll, die entsprechenden Phänomene (besser) umfassen zu können (Laplanche & Pontalis, 2016). Die Inhalte der psychischen Welt des Säuglings sind der erwachsenen Erfahrung nicht direkt zugänglich. Mahler beschreibt also anhand eines metaphorischen Bilds,⁵¹ also einer Fiktion, die Grunddimensionen, wie man sich einen Zustand vorstellen kann, der unserer Erfahrung nicht zugänglich ist. In Bezug auf Schüleins (2016a) Ausführungen zur Unterscheidung denotativer und konnotativer Theorien könnte also der verstärkte metaphorische Charakter der autistischen und symbiotischen Phase in eine besonders starke Lagerung dieses Teils der Theorie hin zum Feld der konnotativen Theorien übersetzt werden. Wenn Mahler also schreibt, dass der Säugling sich in einer Fusion mit der Mutter befindet, beschreibt sie damit in bildlicher, metaphorischer Form einen Grundzustand und eine vorherrschende Tendenz, die einzelne abweichende Verhaltensweisen unter Umständen nicht ausschließt. Unter Einbeziehung dieses Gesichtspunktes scheinen die Beobachtungen von Stern (1985) mit Mahlers Theorie vereinbar, in denen Stern Anzeichen aktiver Anteile des Säuglings an der Interaktion mit der Mutter erkennt. Es sollte allerdings nicht unerwähnt bleiben, dass es neben der beschriebenen Kritik an der autistischen und symbiotischen Phase auch bestätigende Hinweise gibt: Schore (2015) konnte auf neurobiologischer Ebene bestätigende Hinweise für die Theorie der Symbiose finden.

Im Allgemeinen lese ich Sterns Ausführungen so, dass eine *Anlage* im Säugling vorhanden ist, ein Selbst zu entwickeln. Die Beschreibungen der frühen Interaktionen mit der Umwelt sind allerdings aus meiner Perspektive ein Hinweis dafür, dass der Säugling für den Prozess der Entwicklung eines Selbst auf Interaktion und Anleitung der Umgebung angewiesen ist, also nicht von Beginn an über ein

⁵¹ Mahler verweist selbst darauf, dass die Begriffe „Symbiose“ und „autistisch“ in ihrer Theorie metaphorisch verwendet werden: „The term *symbiosis* in this context is a metaphor“ (Mahler et al., 1975/2002, S. 38, Kursivsetzung der AutorInnen); sowie an anderer Stelle: „Conceptualizing the state of the sensorium metaphorically, we have applied to the first weeks of life the term *normal autism*“ (Mahler et al., 1975/2002, S. 38, Kursivsetzung der AutorInnen).

eigenständiges Selbst verfügt. Die beiden Theorien scheinen sich zudem einig darüber zu sein, dass es eines Entwicklungsprozesses bedarf, ein eigenständiges Selbst auszuformen.

Einige Rezensionen von Mahlers Theorie legen nahe, dass die Theorie nach wie vor Relevanz hat, allerdings an einigen Stellen modifiziert werden sollte (Coates, 2004; Lyons-Ruth, 1991; Pine, 2004). Ich denke ebenso, dass die Daten der nachgefolgten Untersuchungen keinesfalls ignoriert werden sollten und die Differenzen zwischen den Theorien nahelegen, dass eine präzisere Formulierung der von Mahler beschriebenen Phänomene möglich und nötig ist. In dieser Arbeit möchte ich Mahlers Theorie dazu verwenden, die Wirkungsweise des Todestribs in der frühen Entwicklung und der dabei wirksamen Interaktion von Mutter und Kind sichtbar zu machen. Dafür ist vor allem die Dynamik aus den Kräften der Verschmelzung und Separation bzw. Individuation von großer Bedeutung.

Der Lebens- und der Todestrieb in Mahlers Entwicklungstheorie

Bisher erfolgte Verknüpfungen

Ich möchte im Folgenden Versuche darlegen, die bereits unternommen wurden, Mahlers Entwicklungstheorie mit Freuds Todestriebkonzept in Verbindung zu bringen. Zunächst gehe ich dabei verhältnismäßig kurz auf Ruth Jaffe (1978) ein, deren Ansatz für die weitere Beantwortung der Fragestellung, wie sich zeigen wird, von geringerer Bedeutung ist. Im Anschluss daran werde ich mich den Ausführungen von Blanck und Blanck (1979) widmen, deren Ansatz der Verknüpfung darlegen, sowie die Kritik an selbigem anführen. Anschließend werde ich eine eigene Verknüpfung darlegen, in die die vorherigen Ergebnisse miteinfließen.

Ruth Jaffe – Schizophrenia Simplex

Jaffe (1978) bezieht sich im Zuge ihrer Theorie zur Ätiologie der Schizophrenia Simplex auf Mahlers entwicklungspsychologische Theorie und bringt Mahlers Konzept in Bezug zu Freuds Todestriebmodell. Die Schizophrenia Simplex zählte zu Jaffes Zeit laut Diagnostic and statistical manual of mental diseases (DSM-II; American Psychiatric Association, 1968) zu den psychotischen Störungen, wodurch eine Nähe zu Mahlers Theorie, die ihre Wurzeln in der Arbeit mit psychotischen Kindern hat, nicht überraschend erscheint (Mahler & Goslinger, 1955; Mahler et al., 1975/2002). Jaffe geht von einem biopsychischen ätiologischen Modell aus, wobei angeborene biologische Defizite in Kombination mit ungenügendem Pflegeverhalten in frühen Entwicklungsphasen das Wachstum und die Integrationsfähigkeit des Ichs nachhaltig hemmen. Sie betrachtet die Entwicklungen in der symbiotischen Phase als wichtige Vorbereitung für die darauffolgenden Entwicklungen in der Separations- und Individuationsphase. Ähnlich wie Mahler (Mahler & Goslinger, 1955) sieht sie einen potenziellen Risikofaktor für die Ausbildung schizophrener Störungen in einer unzureichend abgeschlossenen symbiotischen Phase, wodurch dem Kind die Voraussetzung für eine erfolgreiche

Loslösung und Individuation fehlt und durch ungenügend ausgebildete Ich-Funktionen dem Wirken der Triebe schutzloser ausgeliefert ist.

In dem für die Schizophrenia Simplex spezifischen progressiven Verfall erkennt Jaffe (1978) einen „regressive pull“ (S.134), der die – trotz der Schwierigkeiten einer unzureichend abgeschlossenen symbiotischen Phase – erreichten Entwicklungsschritte nach und nach wieder auflöst. Durch diese Regression in Richtung der symbiotischen Phase, einem Stadium, in dem die Wahrnehmung der Existenz äußerer Objekte eingeschränkt ist, werden die äußeren Objektbesetzungen mehr und mehr aufgegeben. Im Zuge dieses Prozesses wird die Triebenergie, mit denen diese äußeren Objekte besetzt waren, wieder frei bzw. ungebunden. Diese Triebenergie besteht nach Freuds (1920/1991) zweitem Triebmodell, auf das sich Jaffe bezieht, aus Libido, als der Energieform des Lebenstrieb, und (in Jaffes Lesart) Aggression, der Energieform des Todestrieb. Die freigewordene Libido und Aggression fällt nun wieder zurück auf den eigenen Organismus. Wird die Libido auf das Ich zurückgezogen, wäre die Ausbildung sekundär narzisstischer Phänomene⁵² zu erwarten, wie sie Jaffe bei anderen Formen der Schizophrenie als typisch beschreibt. Da sich bei der Schizophrenia Simplex anstatt narzisstischer Phänomene allerdings eher eine Ich-Zentriertheit zeigt, bei der sie eine Ähnlichkeit zu autistischen Verhaltensweisen erkennt, bleibt für Jaffe unklar, wie der Verlust der Libido erklärt werden kann. Sie spekuliert dabei, dass das Ausmaß an Libido bei Menschen, die eine Vulnerabilität für Schizophrenia Simplex haben, von Beginn des Lebens an geringer ist. Die im Zuge der Auflösung der Objektbesetzung der äußeren Objekte re-internalisierte Aggression wird zu einer unkontrollierbaren inneren Kraft, die den Organismus von innen heraus zerstört und, wie von Jaffe an einigen klinischen Beispielen eindrücklich erläutert, schließlich zum psychischen Tod führt.

Jaffes Lesart von Freuds Todestriebkonzept (1920/1991) lässt sich auf zwei Charakteristika zusammenfassen, die sie als zentral zu sehen scheint: Das erste Charakteristikum bezieht sich auf die Bestrebung des Todestrieb zu trennen, zu differenzieren und Verbindungen aufzulösen, die der Bestrebung des Lebenstrieb, zu vereinen und immer größere Einheiten herzustellen, entgegensteht (Jaffe, 1978, S. 134). Sie stellt dieses Charakteristikum zwar vor, verwendet es in den Ausführungen zur Pathogenese der Schizophrenia Simplex allerdings nicht direkt. Der oder die LeserIn scheint dadurch lediglich eine zusätzliche Konnotation der Kräfte des Todestrieb zu erhalten, die die Vorstellung der von Jaffe dargestellten Prozesse bereichern können. Anders verhält es sich mit dem zweiten Charakteristikum: Dem destruktiven Aspekt des Todestrieb. Wenn dieser im Inneren wirkt (also nicht in nach außen gewendeter Form gegen äußere Objekte), zerstört er den Organismus aus dem Inneren heraus und ist, zusammen mit noch unbekanntem Faktoren, zusätzlich für den pathologischen regressiven Charakter verantwortlich (ebd., S. 135).

⁵² Im Allgemeinen wird beim sekundären Narzissmus das Ich mit der Libido besetzt, die im Prozess der Loslösung von den äußeren Objekten frei wird (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 321).

Jaffe (1978) verwendet für ihre metapsychologische Erklärung der Ätiologie der Schizophrenia Simplex zwar sowohl Mahlers Theorie als auch Freuds Todestriebkonzept und ordnet den beobachteten Phänomenen metapsychologische Entsprechungen zu, eine Verortung und eine Integrierung der beiden Konzepte findet allerdings nicht statt. Mahlers Theorie wird dabei als Rahmenkonzept verwendet, um zu erklären, warum die Ich-Funktionen unzureichend ausgebildet sind, sodass das Individuum später den Anforderungen der Triebe schutzloser ausgesetzt ist. Für die Beantwortung der in dieser Arbeit gestellten Fragen, die darauf abzielen, anhand der Verknüpfung von Mahlers Theorie mit dem Todestriebkonzept Erkenntnisse über die Wirkungsweise des Todestriebkonzepts zu erhalten, erscheint ihr Ansatz folglich wenig hilfreich. Da Jaffe vielmehr schreibt, *dass* im Fall der Schizophrenia Simplex im Übergang aus der symbiotischen Phase in die Phase der Separation und Individuation Probleme in der Mutter-Kind-Interaktion auftreten, allerdings nicht spezifisch darauf eingeht, *worin* diese Probleme im Detail bestehen, erscheint der Versuch einer nachträglichen Verknüpfung ebenso schwierig.

Gertrude und Rubin Blanck – Separation und Individuation als Ausformungen des Todestrieb

Gertrude und Rubin Blanck (1979) erstellten in ihrem mehrbändigen Werk eine umfangreiche Zusammenstellung der Inhalte der Ich-Psychologie. Dabei widmen sie sich unter anderem einer Wiederbetrachtung der Triebtheorie, wobei sie Zusammenhänge zu Inhalten der Ich-Psychologie, insbesondere Mahlers Entwicklungstheorie, herausarbeiten. Sie sprechen sich dabei für eine Trennung des Affekt- und Triebkonzepts aus. Damit reagieren sie insbesondere auf die in der Ich-Psychologie der Fünfziger- bis Siebzigerjahre vorherrschende Tendenz, den Todestrieb (sofern dieser überhaupt in die theoretischen Überlegungen miteinbezogen wurde) mit Aggression gleichzusetzen (Lussier, 1972; vgl. auch Hartmann, Kris, & Loewenstein, 1949). Blanck und Blancks (1979) Lesart von Freuds Todestriebkonzept entspricht tendenziell dem letzten der im letzten Kapitel herausgearbeiteten Aspekte des Todestrieb: Trennung, Spaltung, Zersetzung und (Nicht-)Existenz. Sie erkennen ein „restatement“ (S. 32) der Todestriebtheorie in Freuds (1938) *Abriß der Psychoanalyse*, die sie im Vergleich zur Version von 1920 als eine aktualisierte und teilweise veränderte Version verstehen. Sie beziehen sich maßgeblich auf folgendes, von mir bereits im vorherigen Kapitel im deutschen Original angeführte, Freud-Zitat:

The aim of the first of these basic instincts [Eros] is to establish ever greater unities and to preserve them thus-in short, to bind together; the aim of the second is, on the contrary, to undo connections (and so to destroy things.) (Freud, 1940, zitiert nach Blanck & Blanck, 1979, S. 33; Anmerkungen und Klammersetzung der AutorInnen)

In Bezug auf Mahlers Theorie verknüpfen Blanck und Blanck (1979) den Todestrieb mit der Tendenz zu Separation und Individuation (S. 37), den Lebenstrieb mit der Tendenz zur Symbiose (S.

39). Wie Mahler sehen sie in der Geburt eine drastische physiologische Veränderung, der psychische Zustand verändere sich allerdings kaum. Aufgrund der großen Abhängigkeit des Säuglings von der Mutter herrschen den AutorInnen zufolge zu Beginn des Lebens (in Mahlers Theorie: Der autistischen und symbiotischen Phase) die libidinösen Triebregungen vor, die sich im Bedürfnis nach Nähe zur Mutter äußern. Mit der Reifung des physischen Apparates nimmt die Vorherrschaft des Lebenstrieb ab und der Todestrieb gewinnt mit dem Beginn der Prozesse von Separation und Individuation an Einfluss (ebd.). Dies entspricht den AutorInnen zufolge der Zeitspanne, in der die Gewährwerdung einer äußeren Welt einsetzt (S. 38). Ab diesem Zeitpunkt arbeiten die beiden Triebarten ihrer Ansicht nach gemeinsam („in concert“; S. 39), in einzelnen Entwicklungsphasen kann es jedoch zu temporärer Dominanz jeweils einer der Triebarten kommen, die jeweils mit einer Tendenz zu Nähe (libidinös) oder Separation und Individuation (aggressiv) in Zusammenhang stehen.

Frühkindliches Verhalten wie Schreien, Treten oder die Luftanhalten im Zeitraum von Mahlers autistischer und symbiotischer Phase sehen Blanck und Blanck (1979) folglich nicht als aggressives Verhalten (im Sinne mit Hilfe des Lebenstrieb nach außen, gegen äußere Objekte getragener destruktiver Energie des Todestrieb), sondern in Anlehnung an Mahler als Anzeichen von „organismic distress“ (S. 40). Diesen bringen sie in Zusammenhang mit dem Nirwanaprinzip, wobei das Kind versucht, jegliche Spannung und Energie abzuführen und so in seinem „dozing state“ (Blanck & Blanck, 1979, S. 40; vgl. Mahler et al., 1975/2002, S. 38) zu verbleiben. Das Schreien, Treten oder Luftanhalten dient also lediglich dem Versuch, Energie abzuführen bzw. zu verbrauchen und nicht, wie es den AutorInnen zufolge auch interpretiert werden könnte, der komplexeren aggressiven (sadistischen) Schädigung äußerer Objekte.

Die Entwicklung der Ich-Funktionen stellt Blanck und Blanck zufolge einen wichtigen Einflussfaktor auf die Möglichkeiten der simultanen Befriedigung der beiden Triebarten dar. So kann beispielsweise das Erkennen von Nähe und Zuwendung über Blicke und andere, abstraktere Zuwendungsformen gleichzeitig das libidinöse Verlangen nach Nähe und die Tendenz zur Trennung des Todestrieb erlauben. Die Entwicklungen der Ich-Funktionen stehen laut den AutorInnen somit in engem Kontakt mit der Ausbildung späterer pathologischer und nicht-pathologischer Ausprägungen. Wichtig sind dabei aber – wie bei Mahler bereits beschrieben – die Reaktionen der primären Pflegeperson, die der Ausübung der jeweiligen Bedürfnisse durch Überbehütung oder Vernachlässigung hinderlich sein können (Blanck & Blanck, 1979, S. 42).

Der Erhalt von Nähe über phasenadäquate Zeitspannen hinaus kann den AutorInnen zufolge beispielsweise die für die Entwicklung notwendige „partial internalisation“ und „selective identification“ (Jacobson, 1964, S. 50) mit der primären Bezugsperson erschweren. Diese

Mechanismen bilden und formen das Ich und ermöglichen das Erlangen der Objektkonstanz.⁵³ Für diese Prozesse muss dem Kind allerdings erst ein „Anderes“ bewusst sein, mit dem sich identifiziert werden kann. Für die Wahrnehmung eines „Anderen“ muss Trennung auch von Elternseite aus möglich gemacht werden. Jacobson (1964) beschreibt dabei insbesondere Trennungssituationen, in denen das Kind beispielsweise das Winken der Mutter imitiert und so zu einem Teil selbst zur Mutter wird, wodurch das gefürchtete Verlassenwerden erträglicher wird. In der Übernahme der mütterlichen Verhaltensweise zeigt sich Blanck und Blanck zufolge die Wirkungsweise der beiden Triebarten: Durch die Gleichheit wird zum einen Nähe aufgebaut (libidinös), zum anderen bemächtigt sich das Kind durch die Übernahme der Verhaltensweise, indem es sie sich selbst zu eigen macht und dem Objekt die Alleinherrschaft über die Funktion der Verhaltensweise nimmt (aggressiv).

Überbehütung und Deprivation führen den AutorInnen zufolge zu Spannungen durch unerfüllte Triebbedürfnisse, die sich in „hostile discharges“ äußern können (Blanck & Blanck, 1979, S. 47). Im Fall der Deprivation werden die libidinösen Triebregungen nicht befriedigt, wodurch sich unlustvolle Spannung aufbaut, die zu „affective disturbance“ (ebd.) führen kann. Zudem werden in diesem Fall die Regungen des Todestrieb in Richtung Unabhängigkeit nicht von wichtigen Identifikationen und libidinösen Besetzungen der (verlassenen) Objekte begleitet, wodurch die Gefahr besteht, die Objekte zu verlieren. Im Fall der Überbehütung entsteht ebenso ein Spannungszustand, da die Bedürfnisse des Todestrieb nicht befriedigt werden und von exzessiver Abhängigkeit überschüttet werden.

Blanck und Blanck (1979) erkennen in der Verknüpfung mit Jacobsons Theorie sowie den dabei angeführten Beispielen Argumente dafür, dass die Auflösung von Verbindung sich maßgeblich von Zerstörung unterscheidet. Da sie in der Auflösung von Verbindungen entwicklungsförderliche Aspekte erkennen und die Auflösung einer Verbindung ihrer Ansicht nach meist der Knüpfung einer neuen dient (S. 45), sehen sie die Zerstörung nicht als notwendigen und charakteristischen Aspekt des Todestrieb. Blanck und Blanck sehen zudem in der Verknüpfung des Todestrieb mit Aggression die Gefahr, die Tendenzen des Todestrieb negativ zu bewerten und zu einem Paradigma beizusteuern, das bemüht ist, die Tendenzen des Todestrieb möglichst unschädlich zu machen und auf die vermeintlich positiven Tendenzen des Lebenstrieb zu fokussieren. Sie vertreten hingegen die Position, „that the drives serve growth“ (S. 43), also sowohl Lebens- als auch Todestrieb zum Wachstum des Menschen beitragen.

Kritik an der Verknüpfung von Blanck und Blanck

Wie bereits erwähnt, vertreten Blanck und Blanck (1979) die Position, dass das undifferenzierte Stadium in seiner Funktionsweise vom Nirwanaprinzips dominiert wird. Sie beziehen sich dabei auf die von Mahler in Bezug auf die autistische und symbiotische Phase geschilderte Beobachtung, dass

⁵³ Blanck und Blanck (1979) präzisieren an dieser Stelle Mahlers Theorie mit Jacobsons Konzept. Jacobsons Konzept sehe ich durchaus vereinbar mit Freuds (1923/1991) Vorstellungen der Bildung des Ichs über den Mechanismus der Identifikation.

der Säugling wütend wird und Unlust zeigt, wenn dieser aus dem Zustand „dozing state“ herausgeholt wird. Die Parallele zum Nirwanaprinzip besteht darin, dass ein störungs- und spannungsfreier Zustand angestrebt wird und Störungen und Spannungen dieses Zustands als unlustvoll und veränderungswürdig empfunden werden (Blanck & Blanck, 1979, S. 40). Dies jedoch steht im Gegensatz dazu, dass das Nirwanaprinzip von Freud als das Prinzip des Todestribs beschrieben wird (Freud, 1924/1991, S. 373) – Blanck und Blanck (1979, S. 39) allerdings gerade in der undifferenzierten Phase den Lebenstrieb als vorherrschend betrachten (da dieser die lebensnotwendige Nähe zum Mutterobjekt sicherstellt). Der Lebenstrieb folgt aber nicht dem Nirwanaprinzip – er ist derjenige, der die neuen Spannungen einführt (Freud, 1923/1991, S. 275).

Im Zuge der Argumentation, warum Trieb und Affekt als getrennt gesehen werden sollten, merken Blanck & Blanck (1979) an, dass die Gleichsetzung des Todestribs mit Aggression eine implizite Wertung mit sich bringt und die Bestrebungen des Lebenstribs als höherwertig darstellt als jene des Todestribs. Diesen Umstand als problematisch anzusehen, kann ich in Bezug auf Freud unterstützen, da die Haltung, einen Teil der eigenen Bestrebungen und Motivationen als minderwertig und eindämmenswert zu betrachten, dem Strafbedürfnis und der daraus folgenden Autoaggression des Über-Ichs in die Karten zu spielen scheint. Aufgrund der Gefahr der Verselbstständigung dieses Vorgangs unter Umständen bis zum Extrem der Depression, halte ich diese Herangehensweise für minder (glücks-)ökonomisch. Es bleibt jedoch fraglich, ob Blanck und Blanck ihrer Kritik treu bleiben und selbst einen wertfreien Umgang mit den Triebarten anstreben. Mit ihrer Position „that the drives serve growth“ (S. 43) werten sie meiner Ansicht beide Triebarten als positiv, anstatt konsequent auf Wertung zu verzichten.

In der Notwendigkeit, die Trennung für die Entwicklung darstellt, erkennen Blanck und Blanck (1979) einen Hinweis darauf, dass sich die Trennung von Verbindungen als Phänomen stark von Zerstörung unterscheidet: „It is for that reason that the undoing of connections is a phenomenon quite different from destruction“ (S. 45). Generell scheinen sie sich stark zu bemühen, dem Todestrieb seine Destruktivität abzusprechen. Dies zeigt sich zum Beispiel in ihrer Position „that the drives serve growth“ (S. 43) und der Art der Aufnahme des oben bereits genannten Zitats:

The aim of the first of these basic instincts [Eros] is to establish ever greater unities and to preserve them thus-in short, to bind together; the aim of the second is, on the contrary, to undo connections (and so to destroy things.) (Freud, 1940, zitiert nach Blanck & Blanck, 1979, S. 33; Anmerkungen und Klammersetzung der AutorInnen)

Bei Freud ist dieses Zitat in folgender Form zu finden:

Das Ziel des ersten ist, immer grössere Einheiten herzustellen und so zu erhalten, also Bindung, das Ziel des anderen im Gegenteil, Zusammenhänge aufzulösen und so die Dinge zu zerstören. Beim Destruktionstrieb können wir daran denken, dass als sein letztes

Ziel erscheint, das Lebende in den anorganischen Zustand zu überführen. Wir heissen ihn darum auch *Todestrieb*. (Freud, 1938/1991, S. 71; Kursivsetzung des Autors)

Blanck und Blanck setzten nicht nur den ihrer Position möglicherweise ungelegenen Teil „und so die Dinge zu zerstören“ in Klammern, sie enthalten dem/der LeserIn zudem den ebenso aussagekräftigen nächsten Satz vor, demzufolge der Todestrieb seinen Namen daher erhält, dass er eben zu diesem Tod drängt und nicht nur nach Wachstum und Entwicklung strebt. Die AutorInnen entsprechen damit der von Schülein (2016b) beschriebenen optimistischeren Färbung der durch die amerikanische Kultur beeinflussten Psychoanalyse. Die Aberkennung der „Destruktivität“ des Todestriebs scheint bei Freud nicht angedacht, ein Kritikpunkt zu dem ich bei Milton Klein (1983, S. 510) Unterstützung finde.⁵⁴ Destruktivität und Zerstörung als Komponenten des Todestriebs scheinen aus meiner Sicht dem eigentlichen Standpunkt der Blancks jedoch nicht gegenläufig zu sein. Der Todestrieb mag auf lange Sicht zum Tod hinwirken und an vielen Stellen zerstörerisch wirken. In Bezug auf die Entwicklung scheint mir gerade interessant, dass viele Entwicklungsziele nicht ohne Zerstörung erreichbar scheinen. Zerstörung ist für viele Entwicklungsziele notwendig und „positiv“, wenn sie, genau wie ihr Gegenpart, die (libidinös bedingte) Erschaffung und die Vereinigung zu Einheiten, an der „richtigen“ Stelle und im „richtigen“ Ausmaß erfolgt.

Die AutorInnen beschreiben, dass sowohl bei Überbehütung als auch bei Deprivation Spannungen aufgrund der jeweils unbefriedigten Triebregungen entstehen. Betrachtet man dies auf ökonomischer Ebene (im freudschen Sinne), stellt sich doch die Frage, ob die beiden Triebarten hinsichtlich des energetischen Funktionsschemas tatsächlich eine derartige Gleichheit beanspruchen können. In der Darstellung von Blanck und Blanck (1979) wird jeweils eine Funktionsweise im Sinne des kathartischen Prinzips für die Ansprüche beider Triebarten impliziert: Im Fall der Deprivation (Nicht-Befriedigung der Ansprüche des Lebenstrieb) würde das bedeuten, dass der Lebenstrieb Spannungen einführt, die aufgrund mangelnder Befriedigung nicht abgeführt werden können. Infolge entsteht unlustvolle Spannung, die sich in Form von „hostile discharges“ (Blanck & Blanck, 1979, S. 47) entlädt. Im Fall der Überbehütung würde unlustvolle Spannung aufgrund der Nicht-Befriedigung der Ansprüche des Todestriebs entstehen. Diese Darstellung scheint allerdings nicht zu berücksichtigen, dass die kathartische Funktionsweise immer beide Triebarten benötigt: Den Lebenstrieb, der die Spannungen einführt (Freud, 1923/1991, S. 275), und den Todestrieb, der diese wieder abführt (Freud, 1924a/1991, S. 373).

⁵⁴ Kleins (1983) Kritik scheint mir sehr auf einer Lesart von Freuds Todestriebkonzept zu fußen, bei der er das finale Ziel des Todes stark in den Vordergrund rückt. Meine Position ist wohl zwischen den beiden zu verorten: Eine zu starke Fokussierung auf das Ziel des Todes verdeckt die Vielfältigkeit der verschiedenen Faktoren, die gemeinsam die Tendenz des Todestriebs ausmachen. Andererseits wird man dieser Tendenz ebenso wenig zur Gänze gerecht, wenn die destruktiven und zerstörerischen Aspekte der Tendenz unbeachtet bleiben. Ich denke also, dass beide Sichtweisen Teilaspekte des Todestriebkonzepts beschreiben, es jeweils aber nicht zur Gänze umfassen.

Die Frage, was die Bedeutung der *Befriedigung eines Anspruchs* für die jeweiligen Triebarten bedeutet, bleibt meines Erachtens bei Freud offen. Bedeutet dies für den Lebenstrieb Spannungen einzuführen bzw. freie Energie in gebundene Energie zu überführen und sie somit zu erhalten? Ist Triebbefriedigung im zweiten freudschen Triebmodell damit auch im Fall des Lebens- bzw. Sexualtriebs nicht mit der Erzeugung von Lust gleichzusetzen, sondern ohne die Aktivitäten des Todestribs sogar mit der Erzeugung von Unlust? Für den Todestrieb möchte ich noch einmal auf den oben bereits genannten und von Lellau (2018) betonten Aspekt verweisen: Der Todestrieb ist „stumm“ (Freud, 1930/1991, S. 478; 1933a/1991, S. 117), er will nichts, „er entzieht sich jeder Form der Auseinandersetzung, er braucht nichts, er muss um nichts kämpfen oder sich bemühen“ (S. 178). Der Todestrieb führt nichts ein, dass abgeführt werden soll, er erschafft nichts, er führt lediglich vorhandene Spannungen ab. Er ist demzufolge dann befriedigt, wenn nichts vorliegt.

Insofern erscheint mir die Kumulierung von Energie in Form unlustvoller Spannung im Falle der Überbehütung (Nicht-Befriedigung der Ansprüche des Todestribs) nachvollziehbarer als im Falle der Deprivation (Nicht-Befriedigung der Ansprüche des Lebenstribs). Werden die Ansprüche des Todestribs nicht befriedigt, wird unlustvolle Spannung nicht abgeführt und es kommt zu „hostile discharges“ (Blanck & Blanck, 1979, S. 47). Werden jedoch die Ansprüche des Lebenstribs nicht berücksichtigt, wird keine Energie eingeführt und kumuliert sich nicht zu unlustvoller Spannung. Hier wären also eher Phänomene der inneren Leere, wie sie Jaffe (1978) beschreibt, zu erwarten, da aufgrund mangelnder Befriedigung des Lebenstribs keine neuen Spannungen eingeführt werden und jegliche vorhandene Energie durch den Todestrieb abgeführt wird.⁵⁵

Eigene Überlegungen zur Verknüpfung von Freuds zweitem Triebkonzept und Mahlers Entwicklungstheorie – wie wirkt der Todestrieb in der frühen menschlichen Entwicklung?

Für die Verknüpfung von Mahlers Entwicklungstheorie und Freuds Triebkonzept bringen Blanck und Blanck (1979) als Hauptangriffspunkte die Tendenz der Symbiose mit der der Bindung und Nähe des Lebenstribs, sowie die der Separation und Individuation mit den trennenden Tendenzen des Todestribs in Verbindung. Die beiden Theorien scheinen mir in diesem Punkt eine große Überschneidung zu haben, weshalb mir dieser Angriffspunkt geeignet erscheint. Blanck und Blanck belassen ihre Untersuchungen allerdings bei einer Verknüpfung der allgemeinen Prinzipien der beiden Theorien und führen keine detaillierte Untersuchung der einzelnen von Mahler beschriebenen phasenspezifischen Phänomene und Prozesse an. Dies wäre jedoch sowohl für die Argumentation ihrer theoretischen Schlussfolgerungen als auch für ein tieferes Verständnis über die Wirkungsweise der beiden Triebarten hilfreich. Im Folgenden möchte ich ebendies unter Berücksichtigung der bereits von

⁵⁵ Die angeführten Untersuchungen zeigen, dass die Aktivitäten des psychischen Apparats ohne die Verbindung von Lebens- und Todestrieb nicht möglich wären. Die hier angeführten Beispiele sind also als fiktive Extremszenarien vorzustellen, die in empirischen Phänomenen nur als Tendenzen dieser Extremformen vorkommen könnten. Es ist auf Ebene der Phänomene kaum vorstellbar, dass *kein* Anspruch des Lebenstribs erfüllt und somit *keine* Energie in den psychischen Apparat eingeführt würde.

mir erarbeiteten und dargestellten Inhalte für die Phänomene und Prozesse der einzelnen von Mahler formulierten Entwicklungsabschnitte nachholen.

Die nachfolgenden Überlegungen haben an vielen Stellen stark spekulativen Charakter. Ich fasse die Verknüpfungen weniger zwangsläufig als Postulat über eine Realität auf, sondern mehr als Argumentation der Auffassung Todestribs, die ich in dieser Arbeit vorschlagen möchte. Sie entsprechen meiner Auslegung von Freuds metaphorischer Theorie anhand von Mahlers Empirienahem Material. Ich möchte dabei voranstellen, dass ich die Wirkungsweise der Triebarten zwar anhand einzelner Phänomene herausarbeite, dies aber nicht implizieren soll, dass diese nur in diesen (großen) Phänomenen wirken. Meinem Verständnis nach besteht jeder (kleine) psychische Prozess aus einem permanenten Wechselspiel der Triebarten. Die von mir beschriebenen Vorgänge sollten also mehr als grobe Tendenzen und Verschiebungen im Gewicht der Faktoren in unzähligen kleinteiligen Prozessen verstanden werden.

Die undifferenzierte Phase

Mahler beschreibt den Zustand des Neugeborenen in den ersten Lebensmonaten, insbesondere aber in der autistischen Phase (erster Lebensmonat), als Zustand halluzinatorischer Desorientierung, in dem das Kind die meiste Zeit schläft und nur erwacht, wenn es durch physiologische Bedürfnisse geweckt wird (Mahler et al., 1975/2002, S. 38). Blanck und Blanck (1979) erkennen in diesem Phänomen das Wirken des Nirwanaprinzips, in dem der Säugling hauptsächlich bemüht ist, einen störungs- und spannungsfreien Zustand aufrechtzuerhalten, was ich für meine Verknüpfung übernehmen möchte. Wie oben bereits dargelegt, entspricht das Nirwanaprinzip dem Prinzip des Todestribs (Freud, 1924a/1991, S. 373). Der Todestrieb scheint also insoweit in dieser Phase dominant zu sein, als er die Verhaltensstruktur des Kindes bestimmt. Wie kann das Kind aber bei einer derartigen Dominanz des Todestribs überleben? Was hält den dominanten Todestrieb davon ab, den Organismus in den anorganischen Zustand zurückzuführen?

Aus Sicht des Säuglings in der autistischen Phase besteht keine Trennung und kein Unterschied zwischen dem aus unserer Perspektive erkennbaren Subjekt und dem mütterlichen Objekt. Der Säugling ist in diesem Zustand auf die Regulation durch das Mutterobjekt angewiesen, seine Konstitution ermöglicht ihm die Trennung vom pflegenden (mütterlichen) Objekt noch nicht. Diese Konstitution mag im Physiologischen oder auch in der Konstellation der Ausprägungen der Triebarten gelegen sein.⁵⁶ Der Todestrieb im Säugling ist so stark, dass der eigene Lebenstrieb nicht ausreicht, um ihn am Leben zu halten, er ist also auf Unterstützung von außen angewiesen, in diesem Fall dem Mutterobjekt, das über eigene Triebregungen verfügt. Die Qualität der Existenz des Säuglings wird

⁵⁶ Zwischen der physiologischen Konstitution und der Konstellation und Ausprägung der Triebarten kann allerdings wiederum ein Zusammenhang angenommen werden, da die Quelle des Triebs Freud zufolge im Somatischen zu verorten ist (Freud, 1915b/1991, S. 215), was von Freud auch in der Erneuerung der Triebtheorie ab 1920 nicht neu definiert wird (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 532ff.).

also sowohl durch eigene als auch durch fremde Triebregungen bestimmt, die allerdings im undifferenzierten Stadium des Säuglings nicht als fremd wahrgenommen werden. Es scheint mir wenig gegen die Annahme zu sprechen, dass im physiologisch verschmolzenen Zustand im Mutterleib die Triebregungen von Kind und Mutter gemeinsam wirken. Mit der Geburt tritt hier eine (aus erwachsener Sicht) unleugbare physiologische Trennung ein. Trotz alledem bleiben Mutter(objekt) und Kind noch insofern verschmolzen, als sie zumindest zu Beginn gegenseitig zu großen Teilen die Objekte füreinander bleiben, anhand derer oder in denen die Triebe ihr Ziel erreichen (vgl. Freud, 1915b/1991, S. 215). Ich möchte also vorschlagen, dass die starken Kräfte des Todestribs des Säuglings zu einem gewissen Teil von außen durch den Lebenstrieb der Mutter in Schach gehalten werden.⁵⁷

Der Lebenstrieb des Säuglings scheint in diesem Stadium vor allem die Nähe zur Mutter sicherzustellen und beeinflusst den Säugling dahingehend, diese Nähe zu suchen und aufrechtzuerhalten. Da ein großer Teil der den Säugling erhaltenden Triebe noch von außen kommt, ist die Bindung des Todestribs mit dem Lebenstrieb und die damit einhergehende Unschädlichmachung des Todestribs noch schwerer möglich, sodass der Todestrieb in einer sehr ursprünglichen Form im Inneren des Organismus im Sinne des Nirwanaprinzips auf das Abfließen von Spannung hinarbeitet. Nur sehr wenige Anteile des Todestribs sind durch die Bindung mit dem Lebenstrieb nach außen gerichtet und so wirkt der Todestrieb stumm in Richtung der Auflösung jeglicher Spannung und der Rückkehr in den anorganischen Zustand.

Unter der Annahme einer realen Vermischung der mütterlichen und der kindlichen Triebregungen scheint auch der zuvor bei Blanck und Blanck (1979) aufgezeigte Widerspruch, dass der Säugling einerseits zu Beginn vom Lebenstrieb dominiert wird (S. 39), gleichzeitig aber das Nirwanaprinzip als das vorherrschende angenommen wird (S. 40), lösbar zu werden. In der Welt des Kindes herrschen insgesamt die libidinösen Regungen von Mutter und Kind gemeinsam vor, im Kind selbst wirkt allerdings ein starker Todestrieb mit den spannungsabführenden Tendenzen des Nirwanaprinzips.

Mit dem Übergang zur symbiotischen Phase scheint sich der Einfluss des (eigenen) Lebenstribs im Kind zu vermehren. Der erstarkende Lebenstrieb bindet nun die Tendenzen des Todestribs an sich, um diese unschädlicher zu machen und die Auflösung hin zum anorganischen Zustand zu verhindern. Mahler erkennt, dass eine verstärkte Ausrichtung hin zur äußeren Welt zunimmt, worin ich den

⁵⁷ Hierbei ist allerdings zu beachten, dass der Einfluss der Mutter nicht nur spannungserzeugend auf das Kind wirkt – eine wichtige Funktion der mütterlichen Pflege ist ja gerade die Reduktion von unlustvoller Spannung, also z. B. der Stillung physiologischer Bedürfnisse, die sie mitunter zum „guten Objekt“ im kleinianischen Sinne werden lassen kann (Spillius, Milton, Garvey, Couve, & Steiner, 2011, S. 352). Auf irgendeine Weise scheinen mir also auch Derivate des mütterlichen Todestribs das Kind zu erreichen, wo sie helfen, Spannungen, die nur durch eine zusätzliche äußere Aktion beseitigt werden können, zu verringern. Es scheint sich mir dabei allerdings um eine starke Verschmelzung mit dem Lebenstrieb zu handeln, die den Spannungsabfluss nur sehr kontrolliert zulässt, die Bindung an den Lebenstrieb also nur sehr gezielt aufhebt.

Einfluss des Lebenstrieb verorte, der nach Verbindung, Vereinigung und der Herstellung immer größerer Einheiten strebt. Für die Herstellung und Erhaltung möglichst großer Einheiten erscheint mir die Ausbreitung auf möglichst viele Bereiche, die vereint werden bzw. bleiben sollen, eine notwendige Voraussetzung. Innerhalb des undifferenzierten Zustands wird also möglichst alles vom Säugling libidinös besetzt, was aus erwachsener Sicht bereits äußere Objekte miteinschließt. Wird nun der Todestrieb als Folge der Verbindung mit dem Lebenstrieb zu allen libidinös besetzten Bereichen getragen, bringt er dorthin seine auflösende Tendenz mit, die sich in Folge trennend und Verbindungen zerstörend auswirkt. Die Orte, an denen dies dem Todestrieb am leichtesten fällt bzw. an den Stellen, an denen es der Lebenstrieb am wenigsten verhindert, markieren in Folge das, was aus erwachsener Perspektive als die Trennung zwischen Subjekt und Objekt erkannt wird.

Es beginnt also ein Prozess, in dem beide Bereiche, das Innere und das Äußere (obwohl aus Sicht der hier behandelten Theorien anzunehmen ist, dass das Kind noch nicht diese Form von Verständnis für die beiden Bereiche hat) vom Lebenstrieb libidinös *besetzt* werden. Besetzung beschreibt die Tatsache, dass „psychische Energie an eine Vorstellung oder Vorstellungsguppe, einen Teil des Körpers, ein Objekt etc. *gebunden* ist“ (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 92; meine Kursivsetzung). Der Lebenstrieb bindet psychische Energie sowohl an den durch die Trennung entstandenen inneren Bereich als auch den äußeren Bereich. Der innere Bereich bildet das, was als primitives Ich bezeichnet werden kann, die Besetzung der äußeren Welt wird langfristig zu den späteren Objektbesetzungen führen. Mit dem Beginn der symbiotischen Phase beschränkt sich diese Trennung allerdings noch auf das Gewährwerden einer quasi-externen bedürfnisbefriedigenden Instanz, die Mutter wird noch als Teil der omnipotenten Einheit betrachtet, in der sich das Kind befindet (Mahler et al., 1975/2002, S. 42 ff.).⁵⁸

Der trennende Aspekt des Todestriebs scheint also im Zuge der Verbindung mit dem Lebenstrieb sichtbar zu werden, nachdem sich dieser an den Todestrieb bindet, um ihn weniger schädlich zu machen. Von der Schlussfolgerung, den trennenden Aspekt des Todestriebs infolge gegenüber dem der Spannungsabfuhr des Nirwanaprinzips als einen sekundären zu betrachten, würde ich allerdings abraten: Spannungsabfuhr kann die Auflösung gebundener Energie bedeuten (wenn Energie in gebundener Form vorliegt), worin wie weiter oben bereits diskutiert das Wirken einer trennenden Tendenz durchaus vorhanden zu sein scheint.

⁵⁸ Sofern man einen solchen annimmt – Freud verändert sein Konzept des primären Narzissmus im Laufe seiner Theorieentwicklung dahingehend, dass er ohne den autoerotischen Zustand auskommt –, würde ich an diesem Punkt den Übergang von Freuds autoerotischem Zustand zum primär narzisstischen Zustand ansetzen. Im autoerotischen Zustand (der der autistischen Phase entsprechen könnte) werden die Triebregungen an Ort und Stelle ihrer Entstehung auf anarchistische Weise unorganisiert befriedigt (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 81). Freud (1915c/1991, S. 142) geht zu Beginn der Entwicklung des Narzissmus-Konzepts davon aus, dass der autoerotische Zustand dem (primären) Narzissmus vorausgeht, der sich erst einstellen kann, wenn sich eine Form des Ichs zu bilden beginnt, die in Folge libidinös besetzt werden kann.

Die Trennung von Subjekt und Objekt und von innerer und äußerer Welt scheint folglich ein Nebenprodukt des Bemühens des Lebenstrieb zu sein, den Todestrieb unschädlicher zu machen. Interessant scheint mir, dass sich der Kampf zwischen Lebens- und Todestrieb anschließend auf anderer Ebene fortsetzt. Der Lebenstrieb verfolgt in dieser Situation zwei Ziele: Er strebt zum einen nach Nähe und danach, die Symbiose mit der Mutter zu erhalten. Zum anderen strebt er danach, das neu gebildete Ich zu nähren und zu erhalten. Das Ich stellt in seiner Möglichkeit, Energie zu binden und daran (am Ich) gebunden zu erhalten, eine wichtige ökonomische Funktion für den Lebenstrieb dar. Das zweite Ziel des Lebenstrieb entspricht somit dem der Individuation bei Mahler, die sie als „the evolution of intrapsychic autonomy, perception, memory, cognition, reality testing“ (Mahler et al., 1975/2002, S. 53) beschreibt. Die von Mahler genannten Funktionen sind allesamt mit den von Freud postulierten Ich-Funktionen (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 195) vereinbar, ich erlaube mir daher den Prozess der Individuation eng mit der Bildung des Ichs verknüpft zu betrachten. Mit der Verknüpfung von Lebenstrieb und den Tendenzen der Individuation weiche ich von der von Blanck und Blanck (1979, S. 39) vorgeschlagenen Verknüpfung ab, die die Individuation gemeinsam mit der Separation auf die trennenden Tendenzen des Todestrieb zurückführen.⁵⁹

In Bezug auf den Todestrieb fällt es mir schwer, auf Ebene der Objektbeziehungen eine Tendenz festzustellen, geschweige denn jene anzunehmen, die Blanck und Blanck (1979) vorschlagen. Der reine, ursprüngliche Todestrieb will nichts, „er entzieht sich jeder Form der Auseinandersetzung, er braucht nichts, er muss um nichts kämpfen oder sich bemühen“ (Lellau, 2018, S. 178), im Sinne des Nirwanaprinzips strebt er nach einem Stadium der Abwesenheit von Störungen, frei von energetischer Spannung (Rechartd & Ikonen, 1993). Er verfolgt demnach kein Ziel, für das es sich lohnt, Energien aufzubringen, er besitzt gar nicht die Möglichkeit die für aktive Handlungen notwendigen Spannungen einzuführen, sein Wirken beschränkt sich auf die Abfuhr von Energie (Freud, 1923/1991, S. 275; 1924a/1991, S. 373). In diesem Sinne scheint es mir naheliegend, anzunehmen, dass jedes Phänomen, in dem sich die Tendenzen des Todestrieb in der äußeren Welt, bzw. auf zwischenmenschlicher, interaktiver Ebene zeigen, aus einer Verbindung von Lebens- und Todestrieb bestehen und dadurch ihren aktiven, bestrebenden Charakter erhalten. Dies würde insofern auch für die trennenden Tendenzen in Bezug auf die Tendenz zur Separation gelten. Die Annahme einer verschränkten Wirkung der beiden Triebarten steht insofern in Einklang zu Freuds Überlegungen, als er so gut wie alle beobachtbaren Phänomene als Mischung aus Lebens- und Todestrieb betrachtet (Freud, 1933a/1991, S. 111f.). In diesem Sinne sollte ebenso wenig angenommen werden, dass die Ziele des Lebenstrieb vollkommen unabhängig von den Wirkungsweisen des Todestrieb erreicht werden. Da für psychische Prozesse in Bezug auf Freud aus ökonomischer Perspektive ein Zusammenspiel aus

⁵⁹ Blanck und Blanck gehen im Allgemeinen jedoch nicht auf die Unterschiede zwischen den beiden verschränkten aber unterschiedlichen Prozessen der Individuation und Separation ein (vgl. Mahler et al., 1975/2002, S. 53). Sie erwähnen die beiden Begriffe durchgehend gemeinsam, fast an allen Stellen in dieser Form: „separation-individuation“.

Spannungsaufbau und Spannungsabfuhr angenommen werden kann (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 357), wird sich der Lebenstrieb an unzähligen Stellen gezielt und kontrolliert den Wirkungsweisen des Todestriebs ergeben.

Separation und Individuation

Differenzierung des Körperschemas. Die in der symbiotischen Phase eingeleitete Vermischung der Triebarten und die daraus resultierende zunehmende Verlagerung des Todestriebs nach außen, verstärkt die Wahrnehmung einer Getrenntheit von Subjekt und Objekt und ermöglicht den Beginn der Phase der Separation und Individuation. Dies zeigt sich zu Beginn im Phänomen der *Differenzierung des Körperschemas*. Das Kind zeigt Interesse daran, was zum Körper der Mutter gehört und was nicht, was sich unter anderem in der Beschäftigung mit Brillen und Schmuck äußert. Ich sehe dies in Zusammenhang mit den Identifikationsprozessen, die zur Bildung des Ichs beitragen. Das Ich bildet sich mittels über die Interaktion mit der Außenwelt vermittelten Identifikationen (Freud, 1923/1991, S. 277) aus dem Es heraus (ebd., S. 253). Ich verstehe das Verhalten auch in Anlehnung an Lacans (2001) Spiegelstadium: In der Untersuchung der Mutter, des äußeren Objekts, erkennt sich das Kind selbst. Das Kind wird sich der Ähnlichkeit zur Mutter bewusst und erkundet nun über sie die eigene Konstitution. In diesem Sinne sehe ich die Tendenzen als Teil des vom Lebenstrieb bestimmten Individuationsprozesses, also maßgeblich davon bestimmt, das eigene Ich zu stärken und zu nähren.

In der Phase der Differenzierung des Körperschemas ist das Kind nun in der Lage, ein permanentes, hellwaches Sensorium aufrechtzuerhalten (ebd., S. 47). Dies mag damit in Zusammenhang stehen, dass die Kräfte des Todestriebs nicht mehr vorwiegend im Inneren des Kindes für die direkte Abfuhr von Spannung und Energie sorgen, was das Kind die meiste Zeit in einem „dozing state“ (Blanck & Blanck, S. 40) hält, sondern zu einem größeren Ausmaß in der Verbindung mit dem Lebenstrieb nach außen bzw. zur Grenze zwischen innen und außen getragen werden. In der Außenwelt bzw. an dieser Grenze tragen die Kräfte des Todestriebs nun nach wie vor dazu bei, die Welt des Kindes aufzutrennen und die Grenzen zwischen Innen und Außen zu schärfen.

Die dadurch entstehende Entfernung zu einigen Bereichen der Welt des Kindes wird vom Lebenstrieb mit der von Mahler beschriebenen Neugier gegenüber Fremden (Mahler et al., 1975/2002, S. 48 f.) kompensiert. Die damit oftmals einhergehende Fremdenangst (ebd.) interpretiere ich als Gewährwerden der Annäherung als Form der Kompensation einer eigentlichen Trennung (von der Mutter bzw. der allgemeinen Trennung der Elemente der gesamten Welt des Kindes). Hierbei sollte in Erinnerung gerufen werden, dass das Bewusstsein seine Energie vom Lebenstrieb erhält (Freud, 1923/1991, S. 287). Dies bedeutet, dass diese Angst unter Umständen dann entsteht, wenn dem Kind bewusst wird, dass es sich bei dem Objekt, an das es sich annähert, um ein *fremdes* handelt. Das impliziert infolge, dass es in der Welt, die nicht aus einer Einheit besteht, vertraute Dinge gibt, die (zumindest näher) zum Subjekt gehören, und jene, die getrennt und als Objekt existieren. All diese

Artefakte stehen entgegen der Tendenz und Motivation, die das Kind im vom Lebenstrieb gespeisten Bewusstsein vorfindet (was die Kontrolle durch eine andere Instanz oder Kraft impliziert, also wiederum eine Trennung sogar im Subjekt selbst impliziert). Diese Überflutung an Reizen führt im Kind insofern zu einer Überforderung, als diese stark mit psychischer Energie besetzten Inhalte zu derart großen Reiz- und Energieaufkommen im psychischen Apparat des Kindes führen, dass diese die primitive Kapazität, Energie zu binden, überfordern, was zum Vorliegen großer Mengen freier Energie und dadurch zu großen Spannungszuständen, ergo großer Unlust führt. Die eigentlich erwünschte Nähe erhält dadurch einen unlustvollen Charakter, der sich in der Fremdenangst äußert.

Übungsphase. Die Übungsphase beginnt typischerweise damit, dass das Kind die notwendigen Fähigkeiten entwickelt, sich physisch von der Mutter durch Krabbeln oder Klettern wegzubewegen. Das Kind nutzt die möglich gewordene Distanz unter anderem dazu, einen weiteren Radius der Welt zu erobern (Mahler et al., 1975/2002, S. 56). In dieser „Eroberung“ bzw. auch in dem von Mahler beschriebenen „establishing familiarity with a wider segment of the world“ (ebd.) erkenne ich Phänomene, in denen der Lebenstrieb die Tendenzen des Todestribs in seinen Dienst stellt. In der Eroberung erkenne ich somit Neigungen, die ermächtigende aggressive Aspekte beinhalten. Der Lebenstrieb nutzt dabei die von der Mutter trennenden Tendenzen dafür, möglichst viel der Welt in den Radius der eigenen Kontrollierbarkeit und Beeinflussbarkeit zu bekommen.⁶⁰ Im Sinne des „establishing familiarity“ werden die von der Mutter entfernenden Tendenzen des Todestribs vom Lebenstrieb dazu genutzt, Nähe zu Bereichen der (seit kurzem als solche wahrgenommenen) äußeren Welt herzustellen bzw. die kürzlich entstandene Distanz zu verringern. Das von Mahler als Gegenpart zu den Erkundungen des Kindes beschriebene Zurückkommen und Auftanken bei der Mutter (ebd., S. 57) führe ich auf die Tendenz des Lebenstribs zurück, Nähe und Verschmelzung anzustreben, wobei in diesem Fall den trennenden Tendenzen des Todestribs direkt entgegengearbeitet wird und diese nicht zum Nutzen der Ziele in den eigenen Dienst gestellt werden. Da die Annäherung an Fremde(s) auch immer den zusätzlichen Charakter der Entfernung aus der den Bestrebungen des Lebenstribs stark entsprechenden mütterlichen Symbiose bedeutet, könnte man spekulieren, ob die Annäherung an die Mutter, die den Separationsbestrebungen entgegen steht, eine reinere, ungetrübtere Befriedigungsform der Ansprüche des Lebenstribs darstellt.

Mahler beschreibt, dass die von ihr beobachteten Kinder einen starken Stimmungsabfall zeigten, wenn ihnen bewusst wurde, dass die Mutter den Raum verließ (Mahler et al., 1975/2002, S. 61). Sie umschreibt den in diesen Fällen auftretenden Zustand als „low-keyedness“ (ebd.), der aus einer

⁶⁰ Insofern sehe ich in vielen (möglicherweise allen) Formen des Verstehens und des Wissens eine Art von Bemächtigung, da Verstehen und Wissen in vielen Fällen mit der Möglichkeit, Kontrolle und Macht auf einen erweiterten Bereich der Welt ausüben zu können, gekoppelt zu sein scheinen. In Bezug auf Freud (1920/1991) erkenne ich dabei folgende Parallele: „Beim Kinderspiel glauben wir es zu begreifen, daß das Kind auch das unlustvolle Erlebnis darum wiederholt, weil es sich durch seine Aktivität eine weit gründlichere Bewältigung des starken Eindruckes erwirbt, als beim bloß passiven Erleben möglich war. Jede neuerliche Wiederholung scheint diese angestrebte *Beherrschung* zu verbessern“ (S. 36; meine Kursivsetzung).

verringerten Motilität, einem geringen Interesse für die Umwelt bestand, sowie Verhaltensweisen, die Mahler und KollegInnen darauf schließen ließen, dass die Kinder „preoccupied with inwardly concentrated attention“ (ebd.) waren. Kehren wir auf die metapsychologische Ebene zurück: Wie vorher bereits beschrieben, hat die Libido die Kräfte des Todestribs an sich gebunden und diese nach außen getragen, wo der trennende Charakter des Todestribs nun im Sinne der Trennung von Mutter und Kind wirkt. Die nach Nähe und Vereinigung strebende Libido des Kindes unternahm diesen Schritt, um den zuvor vornehmlich im Inneren des Kindes wirkenden Todestrieb unschädlicher zu machen und so dem Tod zu entgehen. In Situationen, in denen die Mutter nicht mehr verfügbar ist, wird dem Kind (bzw. dem primitiven Ich des Kindes) stark bewusst, welche Distanz die durch die Bindung des Lebenstribs mit dem Todestrieb ermöglichte und entstandene Trennung von der Mutter bewirkt hat und entbindet die Kräfte des Todestribs wieder von jenen des Lebenstribs. So ist der Lebenstrieb wieder frei von trennenden Kräften und nimmt dem Todestrieb die Möglichkeit, mit seinen Tendenzen in aktiver Form und auf zwischenmenschlicher Ebene zu wirken. Der Lebenstrieb steht nun wieder in vollere Maße der Möglichkeit zur Verfügung, Nähe aufzubauen und so die libidinösen Kräfte der Mutter weiterhin zur Verfügung zu haben, die das Kind benötigt, den nach wie vor starken Todestrieb eindämmen zu können (– auf das Kind wirken, wie oben beschrieben neben der eigenen Libido noch die libidinösen Kräfte der Mutter, deren Objekt zu einem großen Teil des Kind ist). Der frei gewordene Todestrieb kehrt allerdings anschließend wieder ins Innere des Kindes und zu seiner ursprünglichen Wirkungsweise zurück, indem er Energien direkt abführt und für Ruhe und Stillstand sorgt. Dies könnte als Erklärung für die von Mahler beschriebenen Phänomene der verringerten Motilität, dem geringeren Interesse für die Umwelt und der Beschäftigung mit inneren Vorgängen dienen.

Mahler gibt für die Wegbewegung des Kindes von der Mutter in der Übungsphase noch eine alternative Erklärung: Das Kind flieht vor der „absorption into the orbit of mother“ (Mahler, 1972a, S. 336). Warum sollte das Kind fürchten, in den Orbit der Mutter absorbiert zu werden? Zunächst klingt das Bedürfnis nach Distanz, nicht im Orbit der Mutter zu sein, stark nach den trennenden Tendenzen des Todestribs. Im *Fliehen* steckt mir jedoch für eine reine Wirkung des Todestribs doch zu viel Aktivität, es wäre also wahrscheinlich treffender, wieder die Mischform aus Lebens- und Todestrieb anzunehmen, die ich zuvor für die Separationsbestrebungen vorgeschlagen habe. Einen vielversprechenderen Weg zur metapsychologischen Erklärung des Phänomens sehe ich allerdings auch in dem Aspekt der *Absorption*: Diese Auflösung sehe ich als Phänomen mit den Tendenzen des Todestribs vereinbar. Der Lebenstrieb will ihnen hingegen entfliehen, er will sein und existieren. Das primitive Ich, das nicht zuletzt (als Nebenprodukt?) mithilfe der trennenden Tendenzen des Todestribs entstanden ist, ist nun zum wichtigen Objekt des Lebenstribs geworden, das er nicht mehr aufgeben will. Eine Absorption würde die Auflösung des Ichs bedeuten, das mehr und mehr zu seiner endgültigen Funktion anwächst: „[Ökonomisch gesehen] sollte das Ich [...] als ein großes

Libidoreservoir angesehen werden“ (Freud, 1922/1991, S. 231; [meine Einfügung]). Dieses Libidoreservoir stellt eine große Bindungsleistung des Lebenstrieb dar und entspricht seinem Ziel „immer grössere Einheiten herzustellen und so zu erhalten“ (Freud, 1938/1991, S. 71). Letzten Endes sollte für die Erklärung auf Triebebene jedoch beides in Betracht gezogen werden: Die Flucht vor der *Absorption*, die durch den Lebenstrieb motiviert sein mag, und die Separationstendenz, die sich aus Lebens- und Todestrieb speist und als der Nährboden betrachtet werden kann, auf den die durch eine Angst vor der Absorption und der Auflösung des Ich ausgelöste Flucht tendenz fällt.

Die starke libidinöse Besetzung des Ich zeigt sich auch in anderen Phänomenen und damit in Zusammenhang stehenden Verhaltensweisen: Der Entfaltung des Narzissmus – „narcissism is at its peak“ (Mahler et al., 1975/2002, S. 58). Das Kind erlebt Mahler zufolge eine „love affair with the world“ (ebd.; Mahler, 1972a), die, wie zuvor bereits beschrieben, primär als Liebesaffäre mit der eigenen Grandiosität und Omnipotenz, die anhand der Interaktion mit der Umwelt erlebt wird, verstanden werden sollte. Die äußere Welt dient dem Kind dabei als eine Art Spiegel, in dem es sich selbst erkennen kann.⁶¹ Dass die Begegnung mit der Welt (und mit sich selbst in Interaktion mit dieser Welt) zu einer Liebesaffäre führt, scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, dass das Spiegelbild, das das Kind in der Interaktion mit der Welt erlebt, die eigene narzisstische Grandiosität und Omnipotenz nicht in Frage stellt. Wie Mahler beschreibt, zeigt sich das Kind unempfindlich gegenüber Frustrationen, sowie Stößen und Stürzen (Mahler et al., 1975/2002, S. 58f.). Jene Elemente der Welt, die die narzisstischen Inhalte in Frage stellen könnten, werden also ignoriert oder deren Bedeutung heruntergespielt. Der Lebenstrieb kreist auf eine Art um das neu entstandene Ich. Es wird von ihm libidinös besetzt, er bindet seine Energie an dieses Gebilde, das immer weiter anwächst und dem für den Moment keine Grenzen der Grandiosität und Omnipotenz zu begegnen scheinen. Die Wahrnehmung dieser Grenzen erscheint jedoch bereits am Horizont und wird sich in der Wiederannäherungskrise ihren Weg in die innere Welt des Kindes bahnen. Für den Moment wird die Existenz der Grenzen der eigenen Grandiosität und Omnipotenz allerdings noch (überkompensatorisch) geleugnet.

Wiederannäherungsphase. Im ersten Abschnitt der Wiederannäherungsphase scheint das Kind laut Mahler dazu überzugehen, die Mutter weniger vornehmlich als „home base“ zu verwenden, sondern vermehrt den sozialen Austausch mit ihr zu suchen (Mahler, 1972a, S. 337; Mahler et al., 1975/2002, S. 72). Für ein Verständnis dieses Prozesses erscheint mir die von Blanck und Blanck (1979) vorgeschlagene Ergänzung und Präzisierung von Mahlers Theorie anhand Jacobsons (1964) Prinzip der „partial internalisation“ und „selective identification“ für sehr sinnvoll. Das Kind lernt und akzeptiert mehr und mehr die Getrenntheit von der Mutter und kompensiert dies dadurch, dass es die Verhaltensweisen der Mutter imitiert und so partiell „selbst zur Mutter wird“, wodurch das gefürchtete

⁶¹ Auch hier scheint mir eine gewisse Nähe zu Lacans Spiegelstadium (ca. 6. bis 18. Lebensmonat) erkennbar (Lacan, 2001; Laplanche & Pontalis, 2016, S. 474).

Verlassenwerden erträglicher wird. Die soziale Interaktion bietet dem Kind also ein Feld, in dem die Verhaltens- und Wirkungsweisen der Mutter, sowie die Internalisation und Identifikation mit verschiedenen Verhaltensweisen und Aspekten der Mutter erforscht und getestet werden können.

Die Verortung der Wirkungsweise der beiden Triebarten übernehme ich an dieser Stelle von Blanck und Blanck (1979, S. 42): Das Kind baut über die Gleichheit, die es im Zuge der Imitation mit der Mutter empfindet, Nähe auf (Lebenstrieb), bemächtigt sich aber zugleich der jeweilig imitierten Verhaltensweise, indem es sie sich zu eigen macht und dem Objekt die Alleinherrschaft über die Funktion des Verhaltens nimmt. In der Bemächtigung erkennen Blanck und Blanck aggressive Neigungen, die ich (wie weiter oben dargelegt) als Ausdruck der Mischung von Regungen des Lebens- und des Todestriebs sehe, die wiederum daraus resultieren, dass der Lebenstrieb den Todestrieb zur Unschädlichmachung an sich bindet und im Zuge der Ausrichtung gegen Objekte der äußeren Welt in seinen Dienst stellt.

Im Rahmen der Identifizierungen und Introjektionen erkläre ich auch die weiteren von Mahler erwähnten Verhaltensweisen, wie beispielsweise die Vorliebe für Spiele um das Verschwinden und Wiederauftauchen von Objekten. Hierin sehe ich ebenso eine Form der Bemächtigung: Das Kind übernimmt den aktiven Part des Verschwindenden und hat dabei die Möglichkeit, die Wirkungsweise verschiedenartiger Identifikationen auszutesten.

In der Wiederannäherungsphase scheint sich das Kind zunehmend dessen gewahr zu werden, dass die eigenen Bedürfnisse nicht immer mit jenen der Mutter übereinstimmen, was das Gefühl der eigenen Grandiosität und Omnipotenz stark in Frage stellt und zur Beendigung der Periode der „Liebesaffaire mit der Welt“ führt (Mahler et al., 1975/2002, S. 72). Für das Kind entstehen nun widersprüchliche Ansprüche: Zum einen hegt es den Wunsch, die Grandiosität und Omnipotenz der „Liebesaffaire mit der Welt“ weiter leben zu können, zum anderen merkt es, dass die bisherigen Ansprüche nicht immer und aus allen Perspektiven als grandios angesehen werden können, da die Mutter, die ebenso wie das Ich libidinös besetzt ist, diese nicht immer teilt. Zudem entsteht bei der weiteren Auslebung der eigenen Bestrebungen eine Entfernung zur Mutter, die das Kind als schmerzlich empfindet. Dieser Konflikt äußert sich laut Mahler in einer Ambivalenz, in der das Kind zum einen danach strebt, die eigene Selbstständigkeit immer weiter auszuweiten, zum anderen aber darauf beharrt, dass die Mutter an jedem Aspekt seines Lebens teilnimmt (Mahler, 1972a, S. 337). Die Ambivalenz kann sich oftmals in dramatischen Kämpfen mit der Mutter austragen (ebd., S. 338; Mahler et al., 1975/2002, S. 65).

Das Bedürfnis nach Ausweitung der eigenen Selbstständigkeit scheint mir aus zwei Strömungen motiviert zu sein. Zum einen strebt der durch die Bindung an den Lebenstrieb nach außen getragene Todestrieb im Sinne der Separationstendenz nach Trennung, die sich in der Selbstständigkeit besser leben lässt als in einer Abhängigkeit. Zudem scheint mir der Konflikt zu einem großen Teil innerhalb

verschiedener Ansprüche des Lebenstrieb gelagert: Die Selbstständigkeit sehe ich neben der genannten Motivation zudem durch das narzisstische Bestreben bedingt, das ans Ich gebundene Libidoreservoir zu erhalten und auszubauen. Dies steht unter Einbezug der Problematik, dass die eigenen Bestrebungen an einigen Stellen zu jenen der Mutter konträr stehen, entgegen einer potentiellen Nähe zur Mutter. Das Kind sieht sich also in einer Situation, in der das Bedürfnis nach Nähe bei der Befriedigung des Bedürfnisses nach Selbstständigkeit frustriert wird (und andersherum). Infolge werden die nicht-befriedigten Bedürfnisse überkompensatorisch ausgelebt und es stellt sich ein ambivalentes Wechselspiel der beiden Verhaltensmuster ein, bei dem keines die volle Befriedigung herbeiführt.

Zudem sollte beim Begriff der Ambivalenz auch Mahlers Bezug zur kleinianischen Theorie nicht außer Acht gelassen werden. Mahler bezieht sich zwar nicht direkt auf Melanie Klein, was in der amerikanischen Ich-Psychologie ihrer Zeit auch nicht gerade üblich wäre (Spillius et al., 2011, S. 249f.), bedient sich aber doch einiger Begriffe und Elemente der kleinianischen Theorie. Dies gilt insbesondere in Bezug auf die konflikthafte Wiederannäherungsphase und deren Lösung (Mahler et al., 1975/2002), wobei sie sich allerdings direkt auf andere AutorInnen der britischen kleinianischen Theorie wie beispielsweise Wilhelm Hoffer (1955) bezieht. Mahler verwendet Kleins Begriffe dabei in einem Kontext, durch den eine Anspielung auf die entsprechenden Konzepte eindeutig wirkt. So zum Beispiel, wenn sie von der Gefahr aus Sicht des Kindes in der ambivalenten Situation schreibt, dass im Zuge entfesselter Aggressionen das „good object“ überwältigt und weggeschwemmt werden könnte (Mahler et al., 1975/2002, S. 91), oder wenn sie von den Problemen einer dauerhaft bestehen bleibenden Tendenz zur Spaltung der äußeren Objekte schreibt, die entstehen können, wenn die Schwierigkeiten der Wiederannäherungskrise nicht gelöst werden können (ebd.). In Bezug auf Klein wäre die Ambivalenz als ein Teil des wichtigen Entwicklungsprozesses der Durcharbeitung der depressiven Position zu sehen. Dabei werden die zuvor in separate Objekte gespaltenen Regungen des Lebens- und des Todestrieb in ein gemeinsames Objekt vereint (Klein, 1940; Spillius et al., 2011, S.84).⁶²

Der Fokus der Lösung der Phase der Ambivalenz wäre demzufolge in der Vereinigung des guten und des bösen Objekts in einem gesamtheitlichen Mutterobjekt zu erwarten. In Bezug auf die Lösung der Wiederannäherungskrise steht für Mahler allerdings – getreu ihrem Fokus auf die Dynamik zwischen Symbiose, Separation und Individuation – im Vordergrund, dass das Kind die optimale Distanz zur Mutter finden sollte, in der es am besten funktioniert. Hierfür sieht Mahler drei Fähigkeiten als hilfreich: (1) Die Entwicklung der Sprache, die es dem Kind ermöglicht, auch über eine größere physische Distanz eine andere Form der Nähe aufrechtzuerhalten; (2) der Identifikationsprozess mit

⁶² Gut auf Mahlers Theorie passend scheint mir das Ziel, dass Spillius und Kolleginnen (2011) zusammenfassend für das Durcharbeiten der depressiven Position formulieren: „The capacity to bear loss and separateness“ (S. 95).

der „good‘, providing mother“ (S. 80) und die Internalisierung ihrer Funktionen; (3) die Fortschritte in der Fähigkeit, Wünsche und Phantasien im symbolischen Spiel auszudrücken (Mahler et al., 1975/2002, S. 80).

Im zweiten Punkt wird erkenntlich, dass Mahlers Position zu Kleins Theorie, trotz der Verwendung ihrer Begriffe, nicht ganz eindeutig bleibt. Das Konzept des „good object“ wird bei Klein an vielen Stellen mit dem „ideal object“ gleichgesetzt und bezeichnet die gespaltene, „nur gute“ Form des Objekts (Klein, 1946; Spillius et al., 2011, S. 348). Damit entspricht es einer deutlich primitiveren Form des Objekts und gerade nicht der im Zuge des Durcharbeitens der depressiven Position erreichten reiferen Form des vereinten Objekts, das zur Lösung des vorher behandelten Ambivalenzkonflikts angestrebt würde. Hier scheint sich Mahler wieder mehr auf Jacobsons (1964) Modell der „partial internalisation“ und „selective identification“ zu beziehen, das, wie oben bereits beschrieben, für die Lösung der Problematik zwischen Nähe und Distanz als funktional erscheint. Die Vereinigung von „gutem“ und „bösem“ Objekt im kleinianischen Sinne wird von Mahler in der nächsten und letzten Subphase wieder aufgegriffen, allerdings nicht mehr in Bezug auf die Lösung der zuvor bestehenden Ambivalenz.

Die Entwicklung der Sprache (1), sowie die erweiterten Möglichkeiten des Auslebens von Wünschen und Phantasien im Spiel (3) sehe ich als Anzeichen dafür, dass es dem Kind aufgrund der sich weiter entwickelnden Ich-Funktionen nun stärker möglich ist, Triebregungen zu sublimieren⁶³. Diese erweiterten Möglichkeiten stellen das Kind infolge weniger oft vor eine Entweder-Oder-Wahl, wenn im Kind konträre Triebregungen vorliegen, und ermöglichen zusätzliche, abstraktere Ausdrucksformen derselben.

Konsolidierung der Individualität und Anfänge der Objektkonstanz. In der vierten und letzten Subphase stellen sich dem Kind Mahler zufolge zwei Hauptaufgaben: (1) die Erlangung einer eigenen, zu einem gewissen Maß konstant bleibenden Individualität sowie (2) das Erreichen eines gewissen

⁶³ Ich verstehe den Begriff der „Sublimierung“ hierbei in weiterer Form, als es Laplanche und Pontalis (2016, S. 478ff.) vorschlagen. Sie meinen zusammenfassend, dass Freud als Sublimierungen hauptsächlich künstlerische Betätigungen und intellektuelle Arbeit beschreibt. Meines Erachtens liegt dieser Begrenzung allerdings ein Missverständnis des freudschen Konzepts der „Kulturarbeit“ zugrunde, mit dem Freud den Sublimierungsbegriff in Verbindung bringt. Unter Kulturarbeit sollten meines Verständnisses nach alle Tendenzen und Aktionen verstanden werden, die dem Ziel der Kultur dienlich sind. „Das Wort ‚Kultur‘ [bezeichnet] die ganze Summe der Leistungen und Einrichtungen, [...] die zwei Zwecken dienen: dem Schutz des Menschen gegen die Natur und der Regelung der Beziehungen der Menschen untereinander“ (Freud, 1930/1991, S. 448; meine Ergänzung). Die Natur des Menschen steht in diesem Kontext für das Triebhafte, das hier unter anderem in Bezug auf seine aggressive Form dem Zusammenleben der Menschen entgegenstehen kann. Die weitere Definition des Sublimierungsbegriffs entnehme ich einem früheren Zitat, zu dessen Zeitpunkt noch keine Regungen des Todestribs miteinbezogen werden, Laplanche und Pontalis (2016, S. 481) zufolge sieht Freud die Mechanismen jedoch auf die Kräfte des Todestribs übertragbar. Der (Sexual-)Trieb „stellt der Kulturarbeit außerordentlich große Kraftmengen zur Verfügung, und dies zwar infolge der bei ihm besonders ausgeprägten Eigentümlichkeit, sein Ziel verschieben zu können, ohne wesentlich an Intensität abzunehmen. Man nennt diese Fähigkeit, das ursprünglich sexuelle Ziel gegen ein anderes, nicht mehr sexuelles, aber psychisch mit ihm verwandtes, zu vertauschen, die Fähigkeit zur Sublimierung“ (Freud, 1908/1991, S. 150).

Maßes an Objektkonstanz (Mahler et al., 1975/2002, S. 86). Für die Bildung der Objektkonstanz ist Mahler zufolge die Vereinigung von „gutem“ und „bösem“ Objekt zu einer Gesamtrepräsentanz notwendig (Mahler et al., 1975/2002, S. 86), hier kommt sie also wieder zu den vorher eröffneten Anleihen bei Klein zurück. Die Spaltung von gutem und bösem Objekt erfolgt Klein zufolge maßgeblich, damit die aggressiven Triebregungen des Todestriebs nicht zur Vernichtung der lebensnotwendigen und libidinös besetzten Aspekte des guten Objekts führen. An dieser Stelle sollte allerdings beachtet werden, dass der Todestrieb bei Klein an einigen Stellen anders konzipiert ist, als dies bei Freud der Fall ist. Klein fokussiert dabei beispielsweise weit weniger auf ökonomische Aspekte und räumt den Phänomenen der zerstörerischen Aggression und des Sadismus in ihrer Konzeption ein großes Gewicht ein (Spillius et al., 2011, S. 297ff.; vgl. auch King & Steiner, 1992). Die Vermischung von gutem und bösem Objekt führt, so in Mahlers Worten, zur „fusion of the aggressive and libidinal drives“ (Mahler et al., 1975/2002, S. 86), womit sie sich im Rahmen von Kleins triebtheoretischer Konzeption bewegt. Mahler geht in ihrem zusammenfassenden Werk *The psychological birth of the human infant: Symbiosis and individuation* (Mahler et al., 1975/2002) abgesehen von dieser Stelle nur an einer weiteren Stelle in einem Nebensatz direkt auf triebtheoretische Inhalte ein, wobei sie auf die uneinheitliche Definition des Narzissmusbegriffs und mögliche Zusammenhänge zu triebtheoretischen Inhalten verweist. Wenn sie triebtheoretische Inhalte verwendet, geht sie dabei durchwegs von libidinösen vs. aggressiven Kräften aus. Dies entspricht der in der Ich-Psychologie ihrer Zeit üblichen Verwendung von Freuds zweitem Triebmodell im Sinne der von Hartmann, Kris und Loewensteins (1949) implizierten Reduzierung des Todestriebs auf das Phänomen bzw. den Affekt der Aggression (vgl. auch Vogt, 2001).

Die Einbettung in den Diskurs ihrer Zeit sowie die Verwendung kleinianischer Terminologien mit dem direkten Bezug auf Hoffer legt zusätzlich nahe, dass „fusion of the aggressive and libidinal drives“ sich auf andere Konzeptionen des Lebens- und des Todestriebs bezieht, als es in dieser Arbeit der Fall ist. Ich muss gestehen, dass ich der Annahme einer Zunahme der Verschmelzung der beiden Triebarten mit erweitertem Fortschritt in der Entwicklung gerne zustimmen würde, da mir im Prozess dieser Arbeit erscheint, dass die Phänomene im Zuge der Reifung der Entwicklung schwieriger auf die einzelnen Triebarten zurückführbar werden. Ich möchte an dieser Stelle allerdings trotzdem sowohl der Versuchung widerstehen, Mahlers Vorschlag über die Wirkungsweise auf Ebene der Triebarten zu übernehmen, sowie andererseits das große Feld der Untersuchungen der Differenzen und Überschneidungen zwischen Hartmanns, Kris und Loewensteins, Kleins und Freuds Konzeption des Todestriebs zu eröffnen. Die Verortung der beiden Triebarten im Sinne der Argumentation einer Lesart der freudschen Triebtheorie in theoretischen Inhalten, die sich an dieser Stelle auf Konzepte beziehen, die in ihrer Basis in eine stark von Freud abweichende Version der Todestriebtheorie verwoben sind, erscheint mir an dieser Stelle fahrlässig und dem Ziel der Arbeit nicht förderlich.

Ich ziehe es daher vor, die andere von Mahler als wichtig herausgearbeitete Aufgabe der letzten Subphase des Separations- und Individuationprozesses näher zu betrachten. Diese besteht in „the achievement of a definite, in certain aspects lifelong, individuality“ (Mahler et al., 1975/2002, S. 86). Mahler betrachtet für die Entwicklung einer Individualität eine Tendenz zu „active resistance to the demands of adults [and] a great need and wish [...] for autonomy (independence)“ (ebd., S. 90; [meine Einfügung]) als hilfreich. In der „active resistance to the demands of adults“ erkenne ich insofern zu einem gewissen Grad Separationstendenzen, als hierdurch betont wird, dass das Subjekt vom Radius und der Kontrolle des erwachsenen Objekts abgetrennt ist und zumindest zu einem gewissen Grad in Kauf nimmt, dass durch die Widersetzung möglicherweise momentan Nähe entzogen wird. Den „great need and wish for autonomy (independence)“ sehe ich ebenso als Teil dieser Separationstendenz. Ich habe die Separationstendenz zuvor bereits auf Triebebene einer Mischung aus Lebens- und Todestrieb zugeschrieben, die die trennenden Tendenzen des Todestriebs nach außen trägt und dort mit aktivem Charakter verfolgt. Dieser aktive Charakter wird hier in der wörtlichen Formulierung von Mahler noch einmal hervorgehoben („active resistance“), was ich als Bestärkung darin sehe, die Separationstendenzen nicht wie von Blanck und Blanck (1979) vorgeschlagen zur Gänze den Tendenzen des Todestriebs zuzuschreiben.

In der „active resistance“ und dem „wish for autonomy“ erkenne ich zusätzlich allerdings auch Tendenzen des Lebenstrieb in Form der Individuation. Das Kind will einen eigenen Willen haben, es will etwas sein, das existiert („active resistance“) und es will autonom sein – es will die Dinge selbst können. Hierin sehe ich narzisstische Ansprüche, die, wie bereits beschrieben, zum Lebenstrieb gehören, da die Besetzung und der Ausbau des Ich dessen Ziel entspricht, „immer grössere Einheiten herzustellen und so [das Libidoreservoir im Ich] zu erhalten“ (Freud, 1938/1991, S. 71). Ich komme an dieser Stelle also nun doch ähnlich wie Mahler zu dem Schluss, dass die Wirkungsweise der beiden Triebarten im Laufe der Entwicklung in ihrem Grad der Vermischung zuzunehmen scheint und einzelne Phänomene immer schwerer klar auf die isolierte Wirkungsweise einer der beiden Triebarten zurückführbar werden.

Zusammenfassung der Schlussfolgerungen mit offen gebliebenen Fragen

Wie kann der Todestrieb interpretiert werden? Wie für alle konnotativen Theorieformen nicht anders zu erwarten, erlaubt diese Frage keine einfache, eindeutige und unumstößliche Antwort. Der Todestrieb erscheint mir als ein Konglomerat aus verschiedenen Aspekten, die auf verschiedenen Ebenen beschrieben werden können und (für mich) doch in Summe ein Bild eines gemeinsamen Konzepts entstehen lassen (ob der oder die LeserIn diese Ansicht allerdings teilt, möchte ich ihm oder ihr selbst überlassen). Ich habe mich in meinen Ausführungen weniger zu einem personenhaften Bild der Triebarten verleitet gefühlt, wie es bei Freud an einigen Stellen anklingt, so zum Beispiel in der Erklärung der Aggressivität des Über-Ichs, über das der Todestrieb sein ursprüngliches Vorhaben, den

Organismus zu zerstören, erreichen möchte (vgl. Freud, 1933a/1991, S. 118). Der Todestrieb erscheint dabei wie eine Art Bösewicht, der immer einen kreativen Weg finden wird, um sein „Ziel“ durchzusetzen. Wie ich versucht habe aufzuzeigen, sind viele dieser aktiven personenhaften Züge vor allem hinsichtlich des Todestriebs eher als Produkte einer Mischung der Wirkungsweise der beiden Triebarten zu verstehen. Eine ursprünglichere, zunächst innerpsychisch wirkende Form des Todestriebs erkenne ich daher auf ökonomischer Ebene in der Wirkungsweise des Nirwanaprinzips. Das Bild dieses Prinzips lässt sich jedoch erweitern und, wie es unter anderem Lellau (2018) zeigt, auch in äußeren Phänomenen wiederfinden. Ich muss allerdings ebenso anmerken, dass es mir an vielen Stellen nicht leichtfiel, die Tendenzen des Todestriebs zu umschreiben, ohne dabei einen aktiven Charakter der Triebart zu vermitteln, und dass auch in meiner Arbeit an einigen Stellen ein personenhafter Charakter des Lebens- und des Todestriebs anklingt.

In meinen Ausführungen habe ich den ursprünglichen Charakter des Todestriebs eng mit seiner ökonomischen Funktionsweise, dem Nirwanaprinzip, verknüpft und ihm einen verhältnismäßig passiven Charakter zugeschrieben. Ich habe diesen Zugang gewählt, da in Freuds Beschreibung der Todestrieb zunächst im Inneren auf eine Art wirkt, die mir sehr gut mit dem Nirwanaprinzip vereinbar scheint und ich zudem keine Beschreibung der Wirkungsweise des Todestriebs im Inneren gefunden habe, die gegen eine primäre Funktionsweise im Sinne des Nirwanaprinzips spricht. Die Wirkungsweise im Inneren als primäre anzunehmen, entnehme ich dem Weg, den Freud für den Todestrieb aufzeichnet: Vom Inneren, wo „der Todestrieb [...] stumm an dessen Auflösung“ arbeitet (Freud, 1930/1991, S. 478), wird er durch die Bindung an den Lebenstrieb in dessen Dienst gestellt, nach außen abgeleitet und gegen die Objekte der äußeren Welt in Form der Aggression gerichtet (vgl. Freud, 1924/1991, S. 376). Von dort aus wird er über die Identifikation mit dem (aggressiven) Verbot zu einem gewissen Maß reinternalisiert und wirkt wieder gegen das Ich (vgl. Freud, 1930/1991, S. 482f.). Von Freud oder anderen AutorInnen in der Sekundärliteratur mit dem Todestrieb in Verbindung gebrachte Phänomene, wie beispielsweise das der Aggression, erkenne ich daher als sekundäre Phänomene, die einer Mischung mit dem Lebenstrieb bedürfen. Bei deren direkter Verknüpfung mit dem Charakter des Todestriebs rate ich daher zur Vorsicht.

Entspricht die ursprüngliche, im Inneren vorherrschende Wirkungsweise des Todestriebs wirklich dem Nirwanaprinzip? Hierzu zunächst noch einmal die klare Antwort von Freud: „Das Nirwanaprinzip drückt die Tendenz des Todestriebs aus“ (Freud, 1924/1991, S. 373). Ich schlage zusätzlich jedoch noch einen genaueren Blick auf die zuvor bereits zitierte Textstelle vor, in der Freud festhält, „daß der Todestrieb im Inneren des Lebewesens stumm an dessen *Auflösung*“ arbeitet (Freud, 1930/1991, S. 478, meine Kursivsetzung). Im „Auflösen“ sehe ich einen guten Anteil des Nirwanaprinzips, demzufolge der Todestrieb Spannungen abführt, die (wenn der Lebenstrieb zuvor gewirkt hat) in vielen Fällen zuvor in Form gebundener Energie vorlagen, also (auf)gelöst werden müssen.

Den Zusammenhang zwischen Nirwanaprinzip und Passivität begründe ich wie folgt: In der Bindung per se sehe ich eine grundsätzliche Bedingung des Lebens (vgl. Friston, 2010).⁶⁴ Ohne den Erhalt von Energie scheint keine lebendige Aktion möglich und ohne die Kumulierung von Energie keine Ausführung größerer, bzw. überhaupt verschieden großer Kraftakte, die verschieden viel quantitative Energie benötigen und die die Vielfältigkeit der unterschiedlichen Verhaltensweisen ermöglichen, deren Potential augenscheinlich den Unterschied zwischen lebender und unbelebter Substanz ausmacht. Freud zufolge kann sich lebende Substanz erst durch Bindung formen, erst durch die Vereinigung verschiedener Zellen kann ein Organismus entstehen, den wir als lebendig begreifen (Freud, 1920, S. 46). Ich möchte hier nicht den Versuch unternehmen, eine Definition für „lebendig“ darzulegen, ich möchte vielmehr betonen, dass für den *Erhalt* des Lebens eine *Aktivität* nötig ist – für die Beendigung nicht, hierfür reicht vielmehr die Unterlassung der (Bindungs-)Aktivität aus. Spannungsabfuhr setze ich demnach quasi mit Nicht-Bindung gleich, Spannungsabfuhr bedeutet also das Nicht-Setzen einer Aktivität, ergo Passivität.

Eine Frage, die mir in der Auseinandersetzung geblieben ist, ist, ob der Todestrieb die Tendenz zur Passivität per se ist, die sich den in der Welt herrschenden entropischen Kräften hingibt, oder ob der Todestrieb als psychische Entsprechung des entropischen Prinzips gesehen werden kann. Er wäre also die psychische Kraft, die zur relativen Stabilität des ungeordneten, unsymmetrischen Zustands strebt, dem Zustand, der aus sich heraus keine Bewegung und Veränderung anstrebt. Diese Ansicht sehe ich an sich mit Freuds Beschreibung vereinbar, dass der Todestrieb „jeden einzelnen Elementarorganismus in den Zustand der anorganischen *Stabilität* (wenn diese auch nur relativ sein mag) überführen möchte“ (Freud, 1924a/1991, S. 376; meine Kursivsetzung). Der Todestrieb ist demnach die Kraft, die permanent wirkt und die sich durchsetzt, wenn der Lebenstrieb keinen „Lärm“ erzeugt und nicht dafür sorgt, dass Spannungen eingeführt werden und vorhandene Spannungen nicht direkt abgeführt werden (vgl. Freud, 1923/1991, S. 275).

Ich möchte an dieser Stelle jedoch noch einmal darauf hinweisen, dass die Anleihen bei den denotativen Theorien der Physik, wie ich sie von Freud übernehme und teilweise fortführe, nicht überstrapaziert werden sollten. Zu einem gewissen Anteil verwende ich die denotativen Theorien der Physik im Zuge meiner Anleihen als konnotative Theorien bzw. als eine Art Übersetzung der denotativen Theorien ins konnotative Theoriefeld. Es scheint mir ein gefährliches Terrain zu sein, die logischen Schlussfolgerungen, die sich im Feld der denotativen Theorien der Physik ergeben, auf die konnotativen der Psychoanalyse direkt zu übertragen. Ich möchte daher betonen, dass ich die

⁶⁴ Karl Friston (2010) definiert als Kennzeichen für lebendige Systeme, dass diese die Fähigkeit haben, aktiv der ständigen Tendenz zum Chaos hin zu widerstehen bzw. ihr entgegenzuarbeiten und so ein gewisses Maß an Ordnung aufrechtzuerhalten. Chaos wird bei Friston in Zusammenhang mit dem Prinzip der Entropie verstanden, das einen stabilen, relativ spannungsfreien ungeordneten Zustand herbeiführt. „Bindung“ entspricht im freudschen Sinne der Möglichkeit, die Abfuhr von Spannung aufzuhalten, also eventuell eben jener von Friston beschriebenen Fähigkeit, der Entropie aktiv entgegenzuwirken.

Ergebnisse, die sich anhand der Anleihen aus der Physik für die psychoanalytische Theorie ergeben, als Inspirationen sehe, ein konnotatives Sprach-Bild zu erschaffen, dessen theoretische Leistungsfähigkeit jedoch nicht durch die gleiche logische Argumentation bestimmt werden kann, wie sie in Bezug auf die denotativen Theorien der Physik angebracht wäre. Die Frage, in welchem Ausmaß und unter welchen Bedingungen (stark) konnotative und (stark) denotative Theorien gezielt interagieren und gemeinsam verschränkt verwendet werden können, bleibt für mich von Interesse.⁶⁵

Ein weiterer Punkt, den ich für die Untersuchung und das Verständnis des Todestriebs (und des Lebenstrieb) für wichtig halte, ist, die Verwobenheit der beiden Triebarten nicht aus den Augen zu verlieren. Der Mensch strebt (zumindest zwischenzeitlich) nach Ruhe, dieses Phänomen lässt sich beobachten und erscheint mit der ursprünglichen Wirkungsweise des Todestriebs vereinbar. Der Mensch ruht aber in vielen Situationen (zumindest vermeintlich?) auch aus dem Grund, dass er anschließend wieder am „Lärm des Lebens“ teilhaben kann.⁶⁶ Auch auf ökonomischer Ebene scheinen sich die beiden Triebarten nicht losgelöst voneinander konzipieren zu lassen. Das Lustprinzip scheint wie zuvor bereits besprochen nicht ohne die Wirkungsweise *beider* Triebarten denkbar, wobei der Lebenstrieb Spannungen einführt, die der Todestrieb abführt (vgl. Freud, 1923/1991, S. 275). In diesem Licht erscheint die Einführung des Todestriebs mehr als eine Präzisierung und eine Neuformulierung des Lustprinzips.⁶⁷

Hieran schließen sich einige weitere Fragen an, die sich näher untersuchen ließen: Impliziert dieses Verständnis der beiden Triebarten einen Energiemonismus? Die Verortung der beiden Triebarten als Wirkfaktoren im Lustprinzip widerspricht meiner Auffassung nach der Ansicht, für den Todestrieb eine eigene Energieform zu formulieren. Freud selbst definiert bis zum Schluss seiner Theorieentwicklung kein Konzept für die Energieform des Todestriebs: „Für die Energie des Destruktionstriebes fehlt uns ein der Libido analoger Terminus“ (Freud, 1938/1991, S. 72). Allerdings denkt Freud, wie aus dem Zitat ersichtlich, durchaus die Existenz einer Energieform des Todestriebs

⁶⁵ Dass eine Mischform denotativer und konnotativer Theorie möglich sein muss, ergibt sich natürlich daraus, dass empirische Realität immer aus einer Mischform der mit den Theorietypen in Verbindung stehenden Realitätstypen vorliegt (vgl. Schüle, 2016a, S. 155). Die Frage, auf die ich hier anspiele, ist also weniger, ob Eigenschaften aus beiden Theorietypen in einer Theorie vereint werden können, sondern mehr, ob (und wenn ja unter welchen Bedingungen) es möglich ist, bestehende konnotative Theorien, wie z. B. psychoanalytische Theorie, mit bestehenden denotativeren Theorien, wie z.B. neurowissenschaftlichen Modellen oder Theorien der Physik, in Verbindung zu bringen. Interessant wird dies insbesondere, wenn sich die unterschiedlichen Theorieformen mit dem gleichen Ausschnitt empirischer Realität auseinandersetzen (wobei zu erwarten wäre, dass die beiden Theorien in ihrer Beschreibung zumindest einen unterschiedlichen Fokus setzen würden). Bestehen hier Grenzen in den Möglichkeiten der Interdisziplinarität?

⁶⁶ Selbstverständlich lässt die Annahme eines dynamischen Unbewussten, das die Motivation für bestimmte Handlungen und Verhaltensweisen nur begrenzt damit ident sieht, was im Bewusstsein als Motivation repräsentiert ist, auch die Annahme einer umgekehrten Kausalität zu: Der Mensch nimmt am „Lärm des Lebens“ teil, um anschließend ruhen zu können.

⁶⁷ Dies erscheint in Bezug auf die Einführung desselben in *Jenseits des Lustprinzips* besonders interessant, da dort die Neuformulierung der Triebtheorie als Notwendigkeit angegeben wurde, um Phänomene beschreiben und erklären zu können, die die Erklärungsmöglichkeiten des Lustprinzips überschritten (vgl. Zupančič, 2018, S. 32).

an und verteidigte in der prominenten Auseinandersetzung mit C. G. Jung seine dualistische Trieb- und Energietheorie gegen die Annahme eines Energiemonismus (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 284). In der Annahme einer Energieform des Todestrieb erkenne ich allerdings die große Gefahr, die Verschiedenhaftigkeit der ökonomischen Auswirkung der beiden Triebarten zu verkennen, in der ich die Grundlage einiger Missverständnisse um das Todestriebkonzept erkenne. Der Lebenstrieb führt Spannungen ein, der Todestrieb löst Spannungen auf – wenn eine Energieform des Todestrieb formuliert würde, müsste diese eine radikal andere Qualität und Struktur haben. In meiner intuitiven Vorstellung könnte diese, um die Anleihe an der Physik fortzusetzen, in der Art und Weise konzipiert sein, wie zu negativen elektrischen Ladungen positive konzipiert werden können, die sich aus bestimmter Perspektive wie der negative Abdruck zur anderen Ladungsart verhalten. Diese Energieform hätte aber doch keine oder eine sehr andersartige drängende Komponente, sie hätte unter Umständen vielmehr den Charakter, die andere zu relativieren oder zu vervollständigen.

Eine weitere Frage, mit der ich mich in der Arbeit an vielen Stellen konfrontiert sah, für die ich im Zuge dessen Antworten formulierte, deren genauere Untersuchung ich allerdings begrüßen würde: Hat der Todestrieb einen Willen? Diese Frage schließt sich an die vorherig bereits angeschnittene Frage an, ob die beiden Triebarten in der Beschreibung ihrer Wirkungsweise personenhaften Charakter erhalten könnten. In der Verknüpfung der Wirkungsweise des Todestrieb mit Mahlers Theorie habe ich mich geweigert, einen personenhaften Charakter der Triebe anzunehmen, obwohl Freud, allerdings vor allem, wenn er vom *Aggressionstrieb* schreibt, an manchen Stellen eine personenhafte Vorstellung beider Triebarten erzeugt. Ich halte es für wichtig, hier zwischen dem „Drang“ des Triebes und einem „Willen“ zu unterscheiden. Der Drang ist ein „quantitativer Faktor, [...] der die zur Erlangung einer Befriedigung ausgelöste Aktion erklärt“ (Laplanche & Pontalis, 2016, S. 122). Der psychologische Begriff des „Willens“ hat eine weit kognitivere Konnotation, indem er viel mehr mit Konzepten wie „Entscheidung“, „Planung“ oder „Handlungskontrolle“ in Verbindung gebracht wird (vgl. Schmalt, 2017). Wird dem Trieb also ein Willen zugesprochen, erschafft man mit dem Konzept der Triebe im untersuchten menschlichen Subjekt weitere menschenartige Subjekte (die Triebe). Hierbei stellt sich die Frage, ob dieser Schritt Erkenntnis ermöglicht, oder das Unwissen nur auf eine andere Instanz verschoben wird.

Ich halte es zudem für bedenkenswert, dass bei einer zu personenhaften Dar- und Vorstellung der Triebe der Weg zur (abendländischen) Metaphysik weniger weit zu sein scheint und die damit in Verbindung stehenden Vorstellungen das Verständnis des Todestrieb (noch) stärker beeinflussen könnten. Vorstellbar wäre dabei, dass der Todestrieb mit einer Art Teufelsgestalt assoziativ in Verbindung gebracht werden könnte, was aus verschiedenen Gründen nicht meiner Lesart von Freuds Todestriebkonzept entspricht:⁶⁸ (1) Der Todestrieb ist zum einen verantwortlich für das Strafbedürfnis

⁶⁸ Ich bin theologisch nicht hinreichend bewandert, um hier eine fundierte Auseinandersetzung mit der Thematik leisten zu können – ich hoffe also, dass mir der amateurhafte Charakter dieser Ausführungen verziehen

gegenüber dem Über-Ich, zum anderen jedoch zudem für die Bestrafung durch das im Über-Ich repräsentierte Gesetz. Trotz meiner geringen theologischen Kenntnisse halte ich es doch für unwahrscheinlich, dass der Teufel als Repräsentant für das Gesetz gesehen werden kann – die „12 Gebote“ werden von Gott empfangen werden –, ich verstehe den Teufel eher als den Advokaten der Versuchungen, die das Über-Ich bemüht ist einzudämmen.⁶⁹ (2) Der Todestrieb löst Spannungen auf, er bringt Ruhe, Stillstand und Frieden (vgl. Lellau, 2018; Rechart & Ikonen, 1993). Meine Vorstellung des Teufels hat hingegen vielmehr einen feurigen, wilden, (wenn auch destruktive) Energie-bringenden Charakter. (3) Ich habe mich bemüht herauszuarbeiten, dass psychische Vorgänge nicht durch die singuläre Wirkung einer der beiden Triebarten vorstellbar sind, da die ökonomischen Prinzipien von Lebens- und Todestrieb auf die Wirkungsweise des jeweils anderen angewiesen sind. Wenn man also von einer Verknüpfung der Teufelsfigur mit dem Todestrieb ausgeht, hätte der „Teufel“ Anteil an jedem psychischen Prozess und Inhalt. Die Teufelsfigur wird in der (christlich) religiösen Mythologie, in die ich die Figur vornehmlich eingebettet sehe, als etwas/jemand gesehen, dessen Einfluss minimiert werden sollte. Übertragen auf den Todestrieb wäre dies nicht nur unmöglich, die Implikation dessen für den Umgang mit den persönlichen Bestrebungen – also dem Gebot zur kategorischen (schuldhaften) Eindämmung eines (großen) Teils der eigenen Bestrebungen – würde zudem dem Strafbedürfnis in die Hände spielen (vgl. Freud, 1923/1991, S. 283). Der (Todestrieb im) Mensch begrüßt die Möglichkeit, sich selbst bestrafen zu können, indem er einen Teil seiner Bestrebungen (aggressiv) eindämmen kann – die kategorische Verdammung des Teufels spielt also dem Teufel selbst in die Hände. In diesem Sinne halte ich eine Verknüpfung von „Teufel“ und Todestrieb nicht nur für „falsch“, sondern betrachte sie auch als ein potentiell Hindernis für eine gesellschaftliche Glücks-Ökonomie.

Dass ein willen- und personenhafter Charakter der Triebe bei Freud und anderen TheoretikerInnen immer wieder mitanklingt, führe ich auf die Komplexität der jeweiligen Tendenzen zurück. Am Beispiel des Lebenstrieb: Der Lebenstrieb strebt nach Nähe und danach, „immer grössere Einheiten herzustellen und so zu erhalten“ (Freud, 1938/1991, S. 71). Hierin ein planendes Kalkül zu sehen, halte ich für durchaus nachvollziehbar. Ich betrachte es allerdings als angebrachter, an diesen Stellen ein (durchaus mögliches) technischeres Verständnis anzulegen: Der Lebenstrieb ist eine *Kraft*, die Nähe und die Erstellung immer größerer Einheiten bewirkt. Der Anteil des psychischen Apparats, in dem die Vorstellung und die Planung der Umsetzung dieser Tendenz entsteht und repräsentiert ist, ist jedoch auf einer anderen (psychischen) Ebene zu verorten. Das Gebilde des psychischen Apparats mag zwar im Zuge der ständigen und langen Auseinandersetzung zwischen den beiden Triebarten entstanden sein, seine Form und Funktionsweise entspricht jedoch nicht mehr der rohen,

wird. Ich halte ihn für einen Anstoß, der zur Gegenposition einladen soll und einen Hinweis für die Möglichkeit weiterer Auseinandersetzungen bieten kann.

⁶⁹ Betrachtet man den Teufel allerdings als diejenige Figur, die in der Hölle die Aufgabe erfüllt, die Menschen für ihre Sünden zu bestrafen, rücken Teufel und Todestrieb in diesem Punkt wieder näher zusammen.

ursprünglichen Form der Triebe, sondern ist vielmehr als das Ergebnis aus unzähligen Kompromissen und Sublimierungen zu betrachten. Ich möchte also vorschlagen, dass der „Wille“ eine komplexe Erscheinung ist, die aus beiden Triebarten motiviert ist (man denke an den aggressiven, bemächtigen Charakter des Willens) und erst verhältnismäßig spät in der Entwicklung durch die Auswirkungen der vielzähligen Sublimierungen und Kompromisse und deren vielzählige dynamische Wechselwirkungen möglich wird.

Eine zusätzliche interessante Möglichkeit des dualistischen Konzepts aus Lebens- und Todestrieb sehe ich nicht nur darin, die Wirkungsweise der Triebe in verschiedenen Phänomenen zu entdecken, sondern die in der Theorie behandelten archetypischen Konstrukte zu erfassen, die dem Menschen und damit der Kultur aus Sicht der menschlichen, sich selbst untersuchenden Position inhärent zu sein scheinen. Dabei muss es nicht zwingend darum gehen, ob die Konstrukte des Todes- und des Lebenstrieb „existieren“ oder nicht, ebenso interessant sind die dadurch möglichen Rückschlüsse auf die menschliche Psyche in einer gewissen Kultur: Der (psychoanalytisch forschende) Mensch erklärt sich die Welt mittels zweier oppositioneller Kräfte, die leben und sterben, vereinen und teilen, Lärm und Ruhe wollen. Was sagt das über die Psyche dieses Menschen und was über die ihn umgebende und ihn formende Kultur?

Ich möchte an dieser Stelle zum Abschluss noch einmal darauf verweisen, dass mein Weg der Interpretation nur eine von vielen möglichen Verständnisweisen der konnotativen Todestriebtheorie darstellt. Insbesondere die Breite des Todestriebkonzepts, das sich immerhin vornimmt, gemeinsam mit dem Lebenstrieb alle inneren Kräfte, die infolge wahrscheinlich zu so etwas wie der Motivation⁷⁰ werden, zu umfassen, legt nahe, dass in das Konzept sehr viele Facetten des menschlichen (psychischen) Lebens mitaufgenommen werden müssen. Dies wiederum bewirkt, dass je nachdem, auf welchen Aspekt bei der Interpretation fokussiert wird, sehr unterschiedliche Resultate entstehen können. An dieser Stelle schließt sich die Frage an, die in der Einleitung bereits anklang: Ist der Umfang der von der Theorie berührten Phänomene für den Zweck von Theorie dienlich, ein „Erkenntnis ermöglichendes System von Aussagen über reale Sachverhalte und (deren) logische Zusammenhänge“ darzustellen (Schüle, 2016a, S. 164)? Ich bin froh, dass es nicht das Ziel meiner Arbeit ist, diese Frage zu beantworten. Ich denke jedoch, dass sich die Beantwortung zwischen zwei Polen aufspannen wird – der Gefahr, in der Weite die Essenz des Konzepts nicht mehr greifbar zu bekommen, versus der Möglichkeit, viele Tendenzen zusammenzudenken und somit ähnliche Valenzen in einem größeren System zum Aufleuchten in einer ähnlichen Farbe zu bringen.

⁷⁰ Auch an dieser Stelle möchte ich, wie bereits erwähnt, betonen, dass „Motivation“ hier vielmehr als „all das, was eine Entität dazu bewegt etwas (nicht) zu ‚tun‘“ zu verstehen ist und dabei kein „kognitiver“ oder „bewusster“ Anklang intendiert ist.

Reflexion meines Vorgehens

Der Weg zu dieser Version meiner Arbeit war kein kurzer. Wie in der Einleitung bereits angeschnitten, kam mein Interesse am Todestriebkonzept in einem Seminar zur Liebesfähigkeit auf, in dem in einer Diskussion die Gegenpole des Liebens und des Hassens sowie das Bedürfnis nach Nähe und Distanz oberflächlich mit dem Konzept des Lebens- und des Todestrieb in Verbindung gebracht wurden. Zunächst interessierte mich, ob dies sowohl eine „positivere“ Konnotation auf ein Distanzbedürfnis erlauben würde (und aus jetziger Perspektive wohl auch, ob dadurch eine Legitimierung desselben entstehen würde), sowie, ob aus der Verknüpfung mit dem als notwendig darstellbaren Distanzbedürfnis eine positivere, „konstruktive“ Sicht des Todestrieb möglich würde. Ich bemühte mich um eine Betreuung für dieses zu diesem Zeitpunkt offen gestanden noch wenig ausgereifte Konzept und fand eine sich im Verlauf als nicht-optimal etablierende Lösung, mit einer beratenden Position zweier Professoren an der MedUni Wien und einem offiziellen und hauptsächlichen Betreuer an der psychologischen Fakultät.

Ich hatte zu diesem Zeitpunkt noch wenig bis keine Vorstellung vom Todestriebkonzept und lud mir, mitbedingt durch die Sorge, eine psychoanalytische Theoriearbeit könnte ohne klinischen Anwendungsbezug am psychologischen Institut auf Ablehnung stoßen, einiges an zusätzlichem Material mit auf. So etablierte sich mein erster Plan dahingehend, Freuds Todestriebkonzept mit seiner Theorie zur Ätiologie der Depression zu verknüpfen sowie einen Vergleich zu Melanie Kleins Konzeption des Todestrieb und ihrem damit in Verbindung stehenden Depressionskonzept anzufertigen. Als letzten Punkt wollte ich die Wirkung des Todestrieb in J. F. Mastersons Theorie zur Borderline-Persönlichkeitsstörung deutlich machen und daraus Implikationen für Pädagogik und Kultur ableiten. Ich war damit offensichtlich um einiges von meinem ursprünglichen Interesse abgekommen, was aber zu diesem Zeitpunkt von meiner Dankbarkeit überschattet wurde, mich überhaupt mit dem Thema in Form einer psychologischen Masterarbeit beschäftigen zu dürfen.⁷¹

Die Arbeit ging wohl aufgrund des großen Umfangs und der unklar erkennbaren Linie sowie der ebenso nicht ausreichend geklärten Betreuungssituation nur mühselig voran. Im Nachhinein erkenne ich die Zeit als sehr wertvoll, da ich mich, auch aufgrund der Breite der damaligen Konzeption, mit einem großen Bereich an Literatur intensiv beschäftigte, was die Grundlage für die spätere Ausarbeitung meiner Arbeit stärkte. Die Arbeit verlief zudem mühselig, da mich zusätzlich einige grundlegende mit der Arbeit interagierende Fragen beschäftigten, beispielsweise zur Wissenschaftlichkeit und dem wissenschaftstheoretischen Verständnis der Psychoanalyse. Da die Verantwortlichkeiten zwischen den verschiedenen Personen, die mehr oder weniger in die Betreuung meiner Arbeit eingebunden waren, aus jetziger Sicht nicht ausreichend geklärt waren, fehlte mir auch

⁷¹ Ich muss allerdings betonen, dass ich von keiner Seite zu diesen Veränderungen explizit bewegt wurde, die Umformung wurde in dieser Entwicklungsphase meiner Arbeit von mir selbst initiiert.

hier die Möglichkeit, in Momenten des Stockens kurzen und gezielten Input zu erhalten. Nach einem Jahr der Beschäftigung mit der Literatur, in dem ich allerdings zusätzlich noch in andere Inhalte meines Masterstudiums involviert war, wechselte ich mit meiner Betreuung zu Prof. Slunecko.

Zunächst stand hierfür allerdings eine Umformulierung meines Konzeptes an. Wir einigten uns auf eine Version, in der anhand des unterschiedlich ausfallenden Verständnisses des Konzepts des Todestriebes der Weg der Psychoanalyse aus Österreich(-Ungarn und Deutschland) in die USA nachgezeichnet werden sollte. Hierfür beschränkte ich mich auf die Konzeption des Todestriebes bei Freud sowie der der ersten Generation der amerikanischen Ich-Psychologie, wobei nach wie vor die Verknüpfung von Freuds Todestriebkonzept mit Mastersons Theorie zur Borderline-Persönlichkeitsstörung protagonistisch eingearbeitet werden sollte. Ich merkte allerdings bald, dass sich Masterson in den für meine Arbeit wirklich interessanten Inhalten auf Mahlers Entwicklungstheorie bezog, die eine weitaus umfangreichere Konzeption der für mich interessanten Tendenzen ausgearbeitet hatte.⁷² Da ich mich nun nicht mehr gezwungen sah, an einem klinischen Thema festzuhalten, konnte ich den Wechsel der beiden AutorInnen ohne allzu große Schwierigkeiten vornehmen. Im Verlauf der Ausarbeitung, die nun ungleich schneller voranschritt⁷³, merkte ich allerdings wie ich immer wieder zu weniger den kulturellen Kontext der psychoanalytischen Theorien beleuchtenden Fragen kam, sondern mich zu einem gewissen Maß nicht von den inhaltlichen, innerhalb der psychoanalytischen Theorie verorteten Fragen lösen konnte. Prof. Slunecko zeigte sich damit einverstanden, den Fokus meines Konzepts noch einmal zu verschieben, und so entstand die Arbeit in Form der jetzigen Konzeption.

Auch wenn die Ausarbeitung der Arbeit nicht ohne Anstrengung verlief, arbeitete ich mit viel Freude und einigem Elan daran. Anstrengend waren vor allem die Zweifel, die sich im Prozess immer wieder mit Zufriedenheit und Zuversicht über die Qualität der Inhalte ablösten. Ich fühlte mich dabei immer wieder zu wagemutig und konnte zwischenzeitlich kaum glauben, dass meine eigene (argumentativ begründete) Meinung in diesem Ausmaß für die Ausarbeitung einer wissenschaftlichen Arbeit genehmigt werden würde. Selbstverständlich forderte mich an einigen Stellen auch die inhaltliche kognitive Auseinandersetzung mit den Texten. Dies zeigte sich insbesondere im Zuge der Einarbeitung von Freuds Todestriebkonzept in Mahlers Entwicklungstheorie, wobei ich das Gefühl hatte, verschiedene Aspekte und Inhalte gleichzeitig aktiviert halten zu müssen, um aus den verschiedenen Inhalten eine möglichst widerspruchsfreie Konzeption der Wirkungsweise der

⁷² Ich hatte Mastersons Theorie bewusst aufgrund des engen Bezugs auf Mahler gewählt. Masterson kam vornehmlich ins Spiel, da ich mir hierüber einen klinischen Bezug zu den in Mahlers Theorie wichtigen Konzepten der Symbiose (Nähe) und Separation und Individuation (Distanz) verhoffte, die ich ursprünglich mit den Tendenzen des Lebens- und des Todestriebes in Verbindung bringen wollte.

⁷³ Sicherlich auch, da ich nun an einem realisierbaren Konzept arbeitete, die Zuständigkeiten meiner Betreuung nun geklärt waren und ich von Prof. Slunecko an einigen wichtigen Stellen kurzen treffenden Input erhalten hatte, so zum Beispiel bezüglich der zuvor erwähnten Fragen zur Wissenschaftlichkeit und dem wissenschaftstheoretischen Verständnis der Psychoanalyse.

Triebarten auf die jeweiligen von Mahler beschriebenen Phänomene zusammenzufügen und anzuwenden. Da ich allerdings für mein Empfinden ausreichend oft einen Weg fand, diese (kognitiven) Herausforderungen auf (wiederum für mein Empfinden) sinnvolle Art zu lösen, bin ich mit dem Resultat meiner Arbeit zufrieden. Auch in Zukunft würde ich mich gerne mit den unter anderem in dieser Arbeit entstandenen und offen gebliebenen Fragen weiter beschäftigen und den Kreislauf aus Beantwortung und Entstehung von Fragen auf ähnliche Weise fortsetzen.

Literatur

- Adler, A. (1908). Der Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose. *Fortschritte der Medizin*, 26, 577–584.
- Ainsworth, M. D. S., Blehar, M. C., Waters, E., & Wall, S. (1978/2014). *Patterns of attachment: A psychological study of the strange situation*. New York: Psychology Press.
- American Psychiatric Association. (1968). *Diagnostic and statistical manual of mental diseases (DSM II)*. Washington: American Psychiatric Publishing.
- Aragno, A. (2014). The roots of evil: A psychoanalytic inquiry. *Psychoanalytic Review*, 101, 249–288. doi:10.1521/prev.2014.101.2.249
- Bergman, A., Blom, I., Polyak, D., & Mayers, L. (2015). Attachment and separation-individuation: Two ways of looking at the mother-infant relationship. *International Forum of Psychoanalysis*, 24, 16–21. doi:10.1080/0803706X.2014.893390
- Blanck, G., & Blanck, R. (1979). *Ego psychology II*. New York: Columbia University.
- Blum, H. P. (2004). Separation-individuation theory and attachment theory. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 52, 535–553. doi:10.1177/00030651040520020501
- Bruineberg, J., Rietveld, E., Parr, T., van Maanen, L., & Friston, K. J. (2018). Free-energy minimization in joint agent-environment systems: A niche construction perspective. *Journal of Theoretical Biology*, 455, 161–178. doi:10.1016/j.jtbi.2018.07.002
- Carhart-Harris, R. L., & Friston, K. J. (2010). The default-mode, ego-functions and free-energy: A neurobiological account of Freudian ideas. *Brain*, 133, 1265–1283. doi:10.1093/brain/awq01
- Coates, S. W. (2004). John Bowlby and Margaret S. Mahler: Their lives and theories. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 52, 571–601. doi:10.1177/00030651040520020601
- Darwin, C. (1859). *On the origin of species by means of natural selection*. London: Murray.
- Dilling, H., Mombour, W., & Schmidt, M. H. (Hrsg.). (2015). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10 Kapitel V (F) Klinisch-diagnostische Leitlinien*. Bern: Hogrefe.
- Dunne, M. (2013). *A Cold War state of mind: Brainwashing and postwar American society*. Massachusetts: University of Massachusetts Press.
- Ekstein, R. (1949). A biographical comment on Freud's dual instinct theory. *American Imago*, 6, 211–216.
- Ellenberger, H. F. (1994). *The discovery of the unconscious: The history and evolution of dynamic psychiatry*. London: Fontana Press.
- Erikson, E. H. (1950/1993). *Childhood and society*. London: Paladin Books.
- Feldman, M. (2000). Some views on the manifestation of the death instinct in clinical work. *International Journal of Psychoanalysis*, 81, 53–65. doi:10.1516/0020757001599528
- Ferenczi, S. (1913). Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 1, 124–138.
- Frank, C. (2015). On the reception of the concept of the death drive in Germany: Expressing and resisting an 'evil principle'? *The International Journal of Psychoanalysis*, 96, 425–444. doi:10.1111/1745-8315.12213

- Freud, S. (1905/1991). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In *Gesammelte Werke: V* (S. 33–145). London: Imago.
- Freud, S. (1908/1991). Die ‚kulturelle Sexualmoral‘ und die moderne Nervosität. In *Gesammelte Werke: VII* (S. 143–167). London: Imago.
- Freud, S. (1909/1991). Analyse eines fünfjährigen Knaben. In *Gesammelte Werke: VII* (S. 243–377). London: Imago.
- Freud, S. (1913a/1991). Das Interesse der Psychoanalyse für die nicht psychologischen Wissenschaften. In *Gesammelte Werke: VIII* (S. 403–420). London: Imago.
- Freud, S. (1913b/1991). Totem und Tabu. In *Gesammelte Werke: IX* (S.25–194). London: Imago.
- Freud, S. (1914a/1991). Zeitgemäßes über Krieg und Tod. In *Gesammelte Werke: X* (S. 324–355). London: Imago.
- Freud, S. (1914b). Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. *Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschung*, 6, 207–260.
- Freud, S. (1915a/1991). Trauer und Melancholie. In *Gesammelte Werke: X* (S. 428–446). London: Imago.
- Freud, S. (1915b/1991). Triebe und Triebchicksale. In *Gesammelte Werke: X* (S. 210–232). London: Imago.
- Freud, S. (1915c/1991). Zur Einführung des Narzissmus. In *Gesammelte Werke: X* (S. 137–170). London: Imago.
- Freud, S. (1916-1917/1991). *Gesammelte Werke: XI: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. London: Imago.
- Freud, S. (1917/1991). XXVI. Vorlesung: Die Libidotheorie und der Narzissmus. In *Gesammelte Werke: XI* (S. 427–446). London: Imago.
- Freud, S. (1920/1991). Jenseits des Lustprinzips. In *Gesammelte Werke: XIII* (S. 3–69). London: Imago.
- Freud, S. (1922/1991). Psychoanalyse und Libidotheorie. In *Gesammelte Werke: XIII* (S. 211–233). London: Imago.
- Freud, S. (1923/1991). Das Ich und das Es. In *Gesammelte Werke: XIII* (S. 237–289). London: Imago.
- Freud, S. (1924a/1991). Das ökonomische Problem des Masochismus. In *Gesammelte Werke: XIII* (S. 371–383). London: Imago.
- Freud, S. (1924b/1991). Die Widerstände gegen die Psychoanalyse. In *Gesammelte Werke: XIV* (S. 99–110). London: Imago.
- Freud, S. (1925/1991). Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. In *Gesammelte Werke: XIV* (S. 19–30). London: Imago.
- Freud, S. (1930/1991). Das Unbehagen in der Kultur. In *Gesammelte Werke: XIV* (S. 421–506). London: Imago.
- Freud, S. (1933a/1991). Vorlesung Angst und Triebleben. In *Gesammelte Werke: XV* (S. 87–118). London: Imago.

- Freud, S. (1933b/1991). Vorlesung über eine Weltanschauung. In *Gesammelte Werke: XV* (S. 170–197). London: Imago.
- Freud, S. (1933c/1991). Warum Krieg? In *Gesammelte Werke: XVI* (S. 12 – 27). London: Imago.
- Freud, S. (1937/1991). Die endliche und unendliche Analyse. In *Gesammelte Werke: XVI* (S. 59–99). London: Imago.
- Freud, S. (1938/1991). Abriß der Psychoanalyse. In *Gesammelte Werke: XVII* (S. 68–84). London: Imago.
- Freud, S., & Breuer, J. (1895). Studien über Hysterie. In S. Freud, *Gesammelte Werke: I* (S. 75–252). London: Imago.
- Friston, K. (2010). The free-energy principle: A unified brain theory? *Nature Reviews Neuroscience*, *11*, 127–138. doi:10.1038/nrn2787
- George, C., Kaplan, N., & Main, M. (1984). *The Adult Attachment Interview*. Unpublished manuscript, Berkeley: University of California.
- Hale, N. G. (1995). *The rise and crisis of psychoanalysis in the United States: Freud and the Americans, 1917–1985*. Oxford: University Press.
- Hartmann, H., Kris, E., & Loewenstein, R. M. (1949). Notes on the theory of aggression. *The Psychoanalytic Study of the Child*, *3*, 9–36. doi:10.1080/00797308.1947.11823076
- Helmholtz, H. (1847). *Über die Erhaltung der Kraft*. Leipzig: Engelmann.
- Holmes, K. R. (1983). Freud, evolution, and the tragedy of man. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, *31*, 187–210. doi:10.1177/000306518303100107
- Hoffer, W. (1955). *Psychoanalysis: Practical and research aspects*. Philadelphia: Williams & Wilkins.
- Hoffmann, S. O. (1996). Einführung in die Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik (OPD). In P. Buchheim, M. Cierpka, & T. Seifert (Hrsg.), *Lindauer Texte – Texte zur psychotherapeutischen Fort- und Weiterbildung* (S. 235–247). Heidelberg: Springer.
- Isaacs, S. (1948). The nature and function of phantasy. *International Journal of Psycho-Analysis*, *29*, 73–97.
- Jaffe, R. (1978). Schizophrenia simplex: Stepchild of psychiatry. *Israel Annals of Psychiatry & Related Disciplines*, *16*, 124–136.
- Jacobson, E. (1964). *The self and the object world*. New York: Internationals Universities Press.
- Jenness, K. (2017). The unassailable self: Freud's image among post-war American intellectuals. *Psychoanalysis and History*, *19*, 55–75. doi:10.3366/pah.2017.0200
- Keegan, E. (2003). Flechsig and Freud: Late 19th-century neurology and the emergence of Psychoanalysis. *History of Psychology*, *6*, 52–69. doi:10.1037/1093-4510.6.1.52
- Kernberg, O. F. (2001). Object relations, affects, and drives: Toward a new synthesis. *Psychoanalytic Inquiry*, *21*, 604–619. doi:10.1080/07351692109348963
- Kernberg, O. F. (2004). The concept of drive in the light of contemporary psychoanalytic theorizing. In: *Contemporary controversies in psychoanalytic theory, technique, and their applications*, 48–59. New Haven: Yale University Press.

- Kernberg, O. F. (2009). The concept of the death drive: A clinical perspective. *The International Journal of Psychoanalysis*, 90, 1009–1023. doi:10.1111/j.1745-8315.2009.00187.x
- King, P., & Steiner, R. (1992). *The Freud-Klein Controversies 1941–45*. Abingdon: Routledge.
- Klein, M. (1935). A contribution to the psychogenesis of manic-depressive states. *International Journal of Psychoanalysis*, 16, 145–174.
- Klein, M. (1940). Mourning and its relation to manic-depressive states. *International Journal of Psychoanalysis*, 21, 125–153.
- Klein, M. (1946). Notes on some schizoid mechanisms. *International Journal of Psychoanalysis*, 27, 99–110.
- Klein, M. (1958). On the development of mental functioning. *International Journal of Psychoanalysis*, 39, 84–90.
- Klein, M. I. (1983). Freud's drive theory and ego psychology: A critical evaluation of the Blancs. *Psychoanalytic Review*, 70, 505–517.
- Kropiunigg, U. (1994). Margaret S. Mahler. In O. Frischenschlager (Hrsg.), *Wien, wo sonst! Die Entstehung der Psychoanalyse und ihrer Schulen* (S. 129–133). Wien: Böhlau.
- Lacan, J. (2001). The mirror stage as formative function of the I as revealed in psychoanalytic experience. In *Ecrits: A selection* (S. 1–8). Abingdon: Routledge.
- Laplanche, J. (1985). *Life and death in psychoanalysis*. Baltimore: John Hopkins University Press.
- Laplanche, J. & Pontalis, J. B. (2016). *Das Vokabular der Psychoanalyse* (20. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Lellau, J. (2018). Sadismus in der Übertragung: Zum Verhältnis von Todestrieb und negativer therapeutischer Reaktion. *Forum der Psychoanalyse*, 34, 173–185. doi:10.1007/s00451-018-0316-0
- Leupold-Löwenthal, H. (1994). Sigmund Freud. In O. Frischenschlager (Hrsg.), *Wien, wo sonst! Die Entstehung der Psychoanalyse und ihrer Schulen* (S. 26–38). Wien: Böhlau.
- Lieb, E. H., & Yngvason, J. (1999). The physics and mathematics of the second law of thermodynamics. *Physics Reports*, 310, 1–96. doi:10.1016/S0370-1573(98)00082-9
- Lussier, A. (1972). Panel on Aggression (Chairman: M. H. Stein). *International Journal of Psychoanalysis*, 53, 13–19.
- Lyons-Ruth, K. (1991). Rapprochement or approchement: Mahler's theory reconsidered from the vantage point of recent research on early attachment relationships. *Psychoanalytic Psychology*, 8, 1–23. doi:10.1037/h0079237
- Marcaggi, G., & Guérolé, F. (2018). Freudarwin: Evolutionary thinking as a root of Psychoanalysis. *Frontiers in Psychology*, 9, 1–9. doi:10.3389/fpsyg.2018.00892
- Mahler, M. S. (1952). On child psychosis and schizophrenia: Autistic and symbiotic infantile psychoses. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 7, 286–305. doi:10.1080/00797308.1952.11823164
- Mahler, M. S. (1971). A study of the separation-individuation process: And its possible application to borderline phenomena in the psychoanalytic situation. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 26, 403–424. doi:10.1080/00797308.1971.11822279

- Mahler, M. S. (1972a). On the first three subphases of the separation-individuation process. *International Journal of Psychoanalysis*, 53, 333–338.
- Mahler, M. S. (1972b). Rapprochement subphase of the separation-individuation process. *Psychoanalytic Quarterly*, 41, 487–506. doi:10.1080/21674086.1972.11926608
- Mahler, M. S. (1974). Symbiosis and individuation: The psychological birth of the human infant. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 29, 89–106. doi:10.1080/00797308.1974.11822615
- Mahler, M. S., & Gosliner, B. J. (1955). On symbiotic child psychosis: Genetic, dynamic and restitutive aspects. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 10, 195–212. doi:10.1080/00797308.1955.11822556
- Mahler, M. S., Ross Jr, J. R., & De Fries, Z. (1949). Clinical studies in benign and malignant cases of childhood psychosis (schizophrenia-like). *American Journal of Orthopsychiatry*, 19, 295–305. doi:10.1111/j.1939-0025.1949.tb05149.x
- Mahler, M. S., Pine, F., & Bergman, A. (1975/2002). *The psychological birth of the human infant: Symbiosis and individuation*. New York: Karnac.
- Maxwell, H. (1986). Margaret Mahler – 1897–1985. *British Journal of Psychotherapy*, 2, 167–168.
- May, U. (2003). Die Präsenz Ferenczis in der Theorie von Margaret Mahler (mit Überlegungen zur Identität der deutschen Psychoanalyse nach 1945). *Psyche*, 57, 140–173. doi:
- May, U. (2013). Freud's "Beyond the pleasure principle": The end of Psychoanalysis or its new beginning? *International Forum of Psychoanalysis*, 22, 208–216. doi: 10.1080/0803706X.2012.743681
- May, U. (2015). The third step in drive theory: On the genesis of Beyond the pleasure principle. *Psychoanalysis and History*, 17, 205–272. doi:10.3366/pah.2015.0170
- Parens, H., & Saul, L. J. (1971/2014). *Dependence in man: A psychoanalytic study*. London: Karnac Books.
- Piaget, J. (1937/2013). *The construction of reality in the child*. Abingdon: Routledge.
- Pine, F. (2004). Mahler's concepts of "symbiosis" and separation-individuation: Revisited, reevaluated, refined. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 52, 511–533. doi:10.1177/00030651040520021001
- Puner, H. W. (1947). *Freud: His life and his mind*. New York: Horwell Soskin.
- Rechardt, E., & Ikonen, P. (1993). How to interpret the death drive? *The Scandinavian Psychoanalytic Review*, 16, 84–99. doi:10.1080/01062301.1993.10592296
- Richards, R. J. (2013). The German reception of Darwin's theory, 1860–1945. In M. Ruse (Hrsg.) *The Darwin Encyclopedia* (S. 235–242). Cambridge: University Press.
- Riesman, D., Glazer, N., & Denney, R. (1961/2001). *The lonely crowd*. New Haven: Yale University Press.
- Robert-Koch-Institut. (2017). *Robert Koch-Institut zum Weltgesundheitsstag 2017: Daten und Fakten zu Depressionen*. Abgerufen am 26.03.2019 von https://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GesundAZ/Content/D/Depression/Daten_Fakten/daten_fakten_depressionen_inhalt.html

- Rosenkötter, L. (1974). Psychoanalyse: Schur, Max: Sigmund Freud – Leben und Sterben. *Psyche*, 28, 900–901.
- Ruck, N., Slunecko, T., & Riegler, J. (2010). Kritik und Psychologie – ein verschlungenes Verhältnis. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 33/34, 45–67.
- Schmalt, H.-D. (2017). Wille. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie* (18. Aufl., S. 1832). Bern: Hogrefe.
- Salonen, S. (2006). On destructive drive phenomena: A study of human aggression. *The Scandinavian Psychoanalytic Review*, 29, 72–80. doi:10.1080/01062301.2006.10592786
- Schore, A. N. (2015). *Affect regulation and the origin of the self: The neurobiology of emotional development*. Abingdon: Routledge.
- Schüle, J. A. (2016a). *Die Logik der Psychoanalyse: Eine erkenntnistheoretische Studie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schüle, J. A. (2016b). *Soziologie und Psychoanalyse: Perspektiven einer sozialwissenschaftlichen Subjekttheorie*. Wiesbaden: Springer.
- Schur, M. (1972). *Freud: Living and dying*. London: Hogarth Press.
- Sigmund Freud Museum. (2019). *Sigmund Freud: 1919*. Abgerufen am 01. Februar 2019 von <https://www.freud-museum.at/online/freud/chronolg/1919-d.htm>
- Sirjamaki, J. (1947). A footnote to the anthropological approach to the study of American culture. *Social Forces*, 25, 253–263. doi:10.2307/3005662
- Slunecko, T. (2002). *Von der Konstruktion zur dynamischen Konstitution: Beobachtungen auf der eigenen Spur*. Wien: Facultas.
- Soiland, T. (2014). Jenseits von Sex und Gender: Die sexuelle Differenz – Zeitdiagnostische Interventionen von Seiten der Psychoanalyse. In Anne Fleig (Hrsg.), *Die Zukunft von Gender: Begriff und Zeitdiagnose* (S. 97–125). Frankfurt am Main: Campus.
- Spillius, E., Milton, J., Garvey, P., Couve, C., & Steiner, D. (2011). *The new dictionary of Kleinian thought*. Abingdon: Routledge.
- Stea, J. N. (2012). Freud's conceptualization of the social world: Psychology recapitulating sociology or sociology recapitulating psychology? *Europe's Journal of Psychology*, 8, 182–202. doi:10.5964/ejop.v8i1.304
- Steiner, R. (2018). *'It is a new kind of Diaspora': Explorations in the sociopolitical and cultural context of psychoanalysis*. Abingdon: Routledge.
- Stepansky, P. E. (ed.). (1988). *The memoirs of Margaret S. Mahler*. New York: Free Press.
- The, J. T., Magistretti, P., & Ansermet, F. (2018). The epistemological foundations of Freud's energetics model. *Frontiers in Psychology*, 9, 1–10. doi:10.3389/fpsyg.2018.01861
- Vogt, R. (2001). Der „Todestrieb“, ein notwendiger, möglicher oder unmöglicher Begriff? *Psyche*, 55, 878–905.
- Zupančič, A. (2018). *Freud und der Todestrieb*. Wien: Turia Kant.